1/78 PREIS 0,80 M

FREIE Welt

Rettung auf Probe

Bereitet sich auf den Beginn der Wintersport-Saison vor: Galina, Mitglied des Bergrettungsdienstes im Westkaukasus

Momentaufnahmen

von Jakow Chalip, dem Moskauer Bildreporter: Momente aus einem halben Jahrhundert zwischen Nordpol und Sahara

Pedro aus Kolumbien

und 14 seiner Kommilitonen der Lumumba-Universität in Moskau standen FW-Reportern offen Rede und Antwort

FREIE WELT ★ HEUTE

★ INHALT

		Seite
Reportage:	Lebensrettungstest Vorbereitung auf die Wintersport-Saison in Dombai/Westkaukasus	4
Wirtschaft:	Planstart in der Zinnhütte Freiberg mit neuer Technik aus der Sowjetunion	10
Nachrichtenmagazin		12
Fotochronik:	Erlebt in fünf Jahrzehnten. Aus dem Schaffen des sowjetischen Fotoreporters Jakow Chalip	16
Wissenschaft:	Ist die menschliche Zivilisation die einzige im Weltall? Eine neue Hypothese	22
Memoiren:	Olympiasiegerin Irina Rodnina: Sascha will Bäume ausreißen – Im Herzen bin ich leicht	26
Geschichte:	Die Geburt einer Armee	28
Kunst:	Oper im Marmorkeller	30
Preisrätsel:	Was ist Bioarchitektur?	32
Erzählung:	»Das weiße Haus in Gorki« von Jiří Marek	34
Humor und Satire		36
Rätsel		38
Kinderserie		40
Kalenderblätter		41
Völkerschaften:	Adygien – Veröffentlichung der Preisträger und Antworten auf Leserfragen	42
Freundschaftsgesellschaft:	Ein Geschenk fand seinen Besitzer	45
Leserforum		46
Ratgeber:	Programmhinweise von Jugendtourist	48
Umfrage:	15 Absolventen der Moskauer Lumumba-Universität antworten den FW-Reportern	50
Titelfoto:	Lothar Willmann	

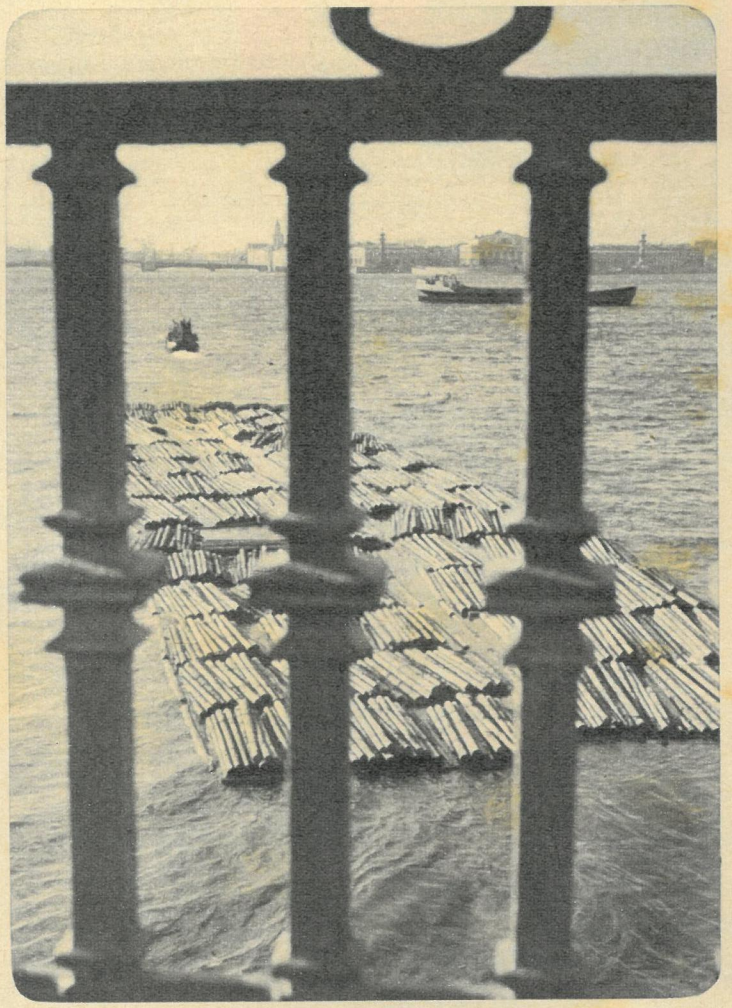
Redaktion: FREIE WELT, 1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Postfächer 91—94, Fernschreibsammelnummer: 011 48 54, Telefon über 24 40, Redaktionskollegium: Chefredakteur: Joachim Umann, Stellv. Chefredakteure: Inge Albrecht, Günter Bonow, Red.-Sekretär: Georg Walter, Wissenschaft: Heinz Bartel, Chefreporter: Hans Frosch, Wirtschaft: Wolfgang Scheel, Politik: Dr. Paul Wurche ✲ Gestaltung: Horst Wustrau, Bild: Volkmar Billeb, Kultur: Jürgen Geitner, Leserprobleme: Gisela Reller, Reporta ge: Barbara Karadshow, Nachrichtenmagazin: Ina Stritzke, Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz, Korrespondenten in Moskau: Günther Wolfram, Elisabeth Klutschewskaja. Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Verlag: Berliner Verlag, Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino. Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500405, Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, PSF 29, Telefon: 2 26 27 75 sowie DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR (Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976). Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr).

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit und 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß für dieses Heft:

6. 1. 1978

★ LENINGRADER MOMENTE



Daß es an der Newa Riesen gibt, ist kein Märchen. Und daß sich die handfesten Gesellen nun gar mit doppelter Schallgeschwindigkeit bewegen, stammt auch nicht von Münchhausen. ADN-Korrespondent Gerhard Kowalski brachte diese und andere aktuelle Neuigkeiten für uns aus Leningrad mit: Spezialisten erzählten ihm von „unehelichen" Leningradern in Sibirien, von einer „Roten Karte", vom Komplexprogramm der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung für die nördliche Metropole samt Gebiet – dem ersten dieser Art in der Sowjetunion ...

Knöpfchendruck

Nein, mit der TU 144 hat die Sache von der doppelten Schallgeschwindigkeit nichts zu tun. Es geht vielmehr um den jüngsten Riesen aus dem „Metallwerk" – die 1200-Megawatt-Turbine. Pfeifend läuft der Koloß in der haushohen Halle an der Swerdlow-Uferstraße Probe (Foto oben: die Welle der Turbine). Als Brigadier Iwan Dekun kürzlich auf das berühmte Knöpfchen drückte, um die 1900-Tonnen-Technik in Bewegung zu setzen, war ihm vor Aufregung gar nicht so recht bewußt, daß er ein neues Turbinen-Kapitel einleitete. Aus erster Hand erfahren wir dazu aber vom Vater des jüngsten Riesen, Chefkonstrukteur Ryshkow, kurz und knapp ein paar Details: „Viele Neuerungen, die wir beim Bau der Turbine berücksichtigt haben, sind erstmalig in unserem Land, einige sogar ohne Beispiel in der Weltpraxis. Das 1200-Millimeter-Schaufelrad aus Titanguß wird sich mit doppelter Schallgeschwindigkeit drehen." ★

Vater geworden

... ist kürzlich auch ein anderes Kollektiv der Newa-Stadt. Zwei „uneheliche" Kinder Leningrads namens Larba und Djugabul, sprich: ursprünglich nicht geplante Orte an der BAM, setzte das Lengiprotrans-Institut in die Welt. Besser gesagt auf die Landkarte Sibiriens. Seine Mitarbeiter liefern Projektierungsunterlagen für die Baikal-Amur-Magistrale. Fünf Millionen Rubel haben sie durch optimale ingenieurtechnische Lösungen eingespart. Mit diesen Mitteln entstanden die beiden zusätzlichen Siedlungen am Schienenstrang. ★

Der Traum des Zaren

... Peter I. war keine Eisenbahn – damals schwer möglich –, sondern, einmal alle Flaggen an der Newa zu Gast zu sehen. Das ist längst Wirklichkeit. „4000 Schiffe aus aller Welt laufen hier bei uns im Stückguthafen jährlich an." Hafenkapitän Podanew kennt die Statistik aus dem Effeff. „11 Millionen Tonnen werden alljährlich umgeschlagen (Foto links: Holz fließt heran). Die Holzfrachter ‚Eisenberg', ‚Themar', ‚Zeulenroda' und wie all die Zubringer für die DDR-Möbelindustrie heißen, sind hier schon Stammgäste." Und die Zukunft liegt für Fjodor Iwanowitsch im Container. „Die 350 m Anlegeplatz sind schon zuwenig, deshalb bauen wir noch 200 m im Newa-Delta hinzu." ★

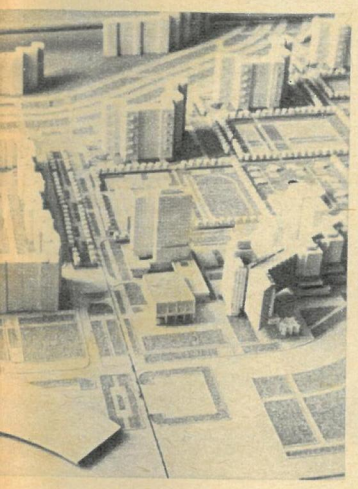
Kontra Sünder

... nicht nur im Newa-Delta geht es in puncto Umweltschutz. Die gefürchtete „Rote Karte" bekam dieser Tage das erste Dutzend Produktionsbetriebe von den Behörden präsentiert. Der Grund: zu starke Luftverschmutzung. Andere werden sie ebenfalls erhalten, sofern sie nicht schleunigst Abhilfe schaffen. Das Generalschema für die Gesundung der Luft in und über Leningrad hat jedoch nicht nur aktuelle Festlegungen. Seine Maßnahmen erstrecken sich bis zum Ende des Jahrhunderts. Ihre Palette reicht vom Staubfilter über neue Technologien bis zum „Feldverweis". Analysegeräte auf Straßen (Foto rechts: Blick auf den berühmten Newski) und Plätzen melden zu jeder Tages- und Nachtzeit den Luftzustand an eine Zentrale. ★

★ IM FOTO

Von der Luft

. . . ans Wasser nun. Noch verunzieren Schutt, Materialberge und Baubuden das Gelände. Aber die Bewohner der Neubaublöcke auf der Westseite der Wassiljewski-Insel können doch schon den Blick aufs Meer genießen. Ein Teil der künftigen Seefassade (Foto unten: ein Abschnitt im Modell) ist bereits fertig. „Ende des nächsten Jahrzehnts werden hier 450 000 Menschen wohnen", erhalten wir Auskunft von Chefarchitekt Wassiljew. „Die Wohnungen sind größer und komfortabler." ★



Unwillkommen

. . .höher dagegen als normal steigt bekanntlich hin und wieder der Newa-Pegel. Dreimal — 1777, 1824 und 1924 — kam es zu verheerenden Katastrophen. Doch jetzt wird der Natur ein energisches Schach geboten. 1979 beginnt der Bau des 26 Kilometer langen Schutzdammes mit Schleusen und Durchlässen. Bei drohender Überschwemmung schließen sich die Tore mechanisch, und die Fluten ergießen sich in die 400 km² eingedeichten Landes. Das kühne Projekt kostet nur halb soviel wie die Wiedergutmachung der Schäden eines Hochwassers von 5,5 m über Normal. ★

Garantiert ofenfrisch . . .

kommt jeden Morgen das Brot auf den Tisch der Einwohner von Krasny Jar. Dieses kleine Dorf liegt nahe der chinesischen Grenze an den Ufern des Flusses Bikin. 607 Menschen leben dort, und 500 davon sind Udehen: ein mandschurisches Volk, das heute nur noch 1600 Menschen zählt. Vor der Revolution lebten die Udehen von der Jagd, kannten weder Brot noch Landwirtschaft, konnten weder schreiben noch lesen . . . Wie es heute in Krasny Jar aussieht, darüber berichtet FW in einem der nächsten Hefte.

Foto: Alfred Paszkowiak

★ FÜR SIE

Freie Welt '78

Was Sie Neues lesen werden

Mit Ihren Leser-Neujahrswünschen – Dank Ihnen allen – kamen natürlich auch Anfragen in großer Zahl. Von Frau Heidi Frenzel aus Berlin-Grünau zum Beispiel: „Können Sie schon verraten, was FREIE WELT 1978 so alles servieren wird?" Wir könnten, Frau Frenzel! Aber der Vorhaben sind so viele, daß es hier nur eine Mini-Information werden kann.

Fragen über Fragen:

– Wird FREIE WELT wieder viel auf Reisen sein? – Wenn unsere Reporter auch nicht vom Nordpol zum Südpol zu Fuß für einen Kuß wandern – die Entfernung von Pol zu Pol werden sie mehrmals zurücklegen. Von der Beringstraße bis zu den Karpaten, von Sewernaja Semlja bis zum Sewansee berichten sie über die Brennpunkte des kommunistischen Aufbaus, von der Schönheit des Sowjetlandes und seinen gastfreundlichen Menschen.

– Werden Sie wieder im Leserauftrag unterwegs sein? – Unbedingt! Wir erwarten Ihre Aufträge!

– Wird die Serie Völkerschaften fortgesetzt? – In jedem Quartal ein Vier-Seiten-Beitrag und zum Jahresende ein Sonderteil über die Karelische ASSR.

– Kann man die Touristen nicht mit einigen Russisch-Kenntnissen ausrüsten? – Ab März beginnt unser Lehrgang „Lernen Sie Russisch". Extra für den Touristen-Alltag.

– Wird FREIE WELT auch aus anderen sozialistischen Ländern berichten? – Die Palette reicht von Warschau bis Havanna, von Prag bis Hanoi.

– Rätsel, Humor, Memoiren, Kinderserien, Reiseratgeber? Umschau für Wissenschaft und Technik? – Wie gewohnt und bewährt.

– Wie sieht's mit der Medizin aus? – Künstliche Leber, Herz-Kreislauf, Krebserkrankung, Diabetes, Dermatoglyphik . . . Internationale Kapazitäten kommen zu Wort.

– Wie berücksichtigt FREIE WELT den deutsch-sowjetischen Freundschaftsalltag? – Es ist unser ständiges Anliegen in allen Heften, zu zeigen, daß 30 Jahre DDR auch drei Jahrzehnte brüderlicher Verbundenheit mit dem Lande des Roten Oktober sind.

Und bei alldem wollen wir es mit dem Goethe-Wort halten: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Und wo ihr's packt, da wird es interessant."

Wir wollen es packen – mit jedem Beitrag!

Günter Bonow

Günter Bonow

Der Sturz,
das Basteln einer Trage,
der Krankentransport –
das alles ist nur ein Spiel.

Aber spielerisch
leicht muß jeder
Handgriff sitzen.
Denn stündlich
kann es Ernst werden
für den
Bergrettungsdienst.
Kurz vor Beginn
der Wintersportsaison
im Westkaukasus
beobachteten
Dieter Heimlich
(Text) und
Lothar Willmann
(Fotos)
das Training der
Bergretter in
Dombai.

Ein Mädchen hängt zwischen Himmel und Erde, bemüht um ein Stück Fels, auf dem es Fuß fassen oder an dem es sich auch bloß festhalten könnte. Zum Zerreißen straff ist das Seil, das die Kleine sichert. Endlich findet sie einen Halt, löst den linken Fuß vom Sims, zieht sich empor, gleitet ab, stürzt! Und hängt am Seil. Kamera zurück! Die ganze Felswand ist sechs Meter hoch, ist eine Seite des großen Felsbrockens neben dem Hotel, ein Übungsstein für die Anfänger unter den Alpinisten. Der Sturz war ein Filmtrick. Aber nun nichts mehr von Gag und Trick: die Abfahrt zwischen den Gletschern. In rasender Schußfahrt stieben kleine Gestalten durch den Pulverschnee zwischen den Eisblöcken. Jemand flüstert: „Der dort, gleich siehst du ihn, das ist Chalid!“ Der Mann ist gar nicht zu übersehen. Er läuft nicht bloß auf seinen Brettern, er schießt nicht nur wie die anderen zu Tal, er dreht sich plötzlich, springt hoch, fährt rückwärts, dreht sich abermals, vorwärts, Drehung, rückwärts! Der Mann tanzt während der Abfahrt.

Das Licht im Kinosaal des Hotels „Dombai“ wird wieder eingeschaltet. In zwanzig Minuten haben die Zuschauer ihr Wintersportrevier, ihren Urlaubsort kennengelernt, im Frühling, im Sommer, im Herbst. Jetzt ist es Winter. Und morgen früh werden sie den wieder selbst auskosten.

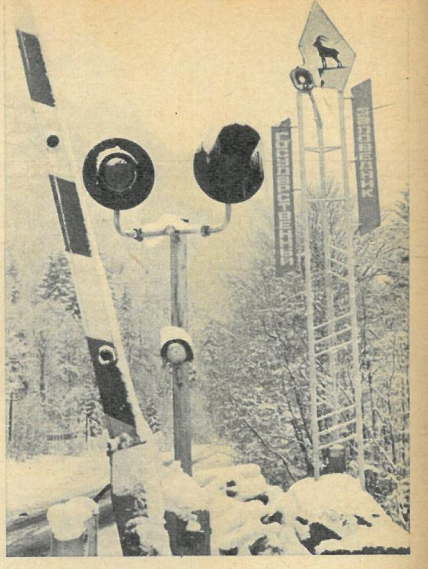
Dombai. Ein Tal im Westkaukasus, 1700 Meter hoch gelegen, zwanzig Kilometer lang, umgeben von Gipfeln zwischen 3500 und gut 4000 Metern, von hundert Gletschern, Hochgebirgsseen, Mineralquellen und Wasserfällen. Nur 75 Kilometer (Luftlinie gerechnet!) von Suchumi am Schwarzen Meer entfernt. Aber zu den immergrünen Gestaden mit Palmen und Zypressen führt von hier aus kein gerader Weg. Die Filmbesucher haben die Wisente aus dem Naturschutzgebiet Teberda gesehen, die Wildschweine, den Bären, den Wolf, den Adler, die Steinböcke und Gemsen. Aber in Erinnerung geblieben ist der Mann, der

LEBENS

RETTUNGSSPIEL

LEBENSRETTUNGSSPIEL

Ausmarsch und Abseilen (im Bild: Meker Gogujew) für die Kamera und als tägliches Training



An der Zufahrtsstraße nach Dombai: Schranke der Staatlichen Naturschutzverwaltung

Hotel SPUTNIK: das jüngste und vorletzte im Dombai-Tal (rechts)

zwischen den Gletschern tanzte — Chalid Akajew. Eigentlich Chalid Magomedowitsch — Chalid, der Sohn des Mahomed Akajew.

Kaum zu glauben, daß dies der gleiche Mann ist: Er steht, auf seine Stöcke gestützt, auf den Brettern und verfolgt mit kritischen Augen die Ski-Abfahrten seiner Trainer und Bergführer. Nach jeder Abfahrt wird eine Zensur in das Notizheft eingetragen, meist Fünfen, also die höchste Punktzahl. Das ist auch kein Wunder, denn das Gelände ist ein ausgesprochener Idiotenhügel, wie die Wintersportler solches Anfängergelände nennen. Rund zweihundert Meter oberhalb des Hotels „Dombai" liegt diese Russische Wiese. Und erst, wenn die zensierten Abfahrten erledigt sind, zeigt der eine oder die andere, was sie auf ihren schmalen, durchscheinenden Polyesterbrettern wirklich können. Chalid erklärt: „Das sind natürlich alles Skilehrer, alles Könner. Aber hier wird nicht Bravour gewertet, sondern die Fähigkeit, Anfängern das Skilaufen beizubringen." Deshalb bewegen sie sich also so langsam wie im Zeitlupenfilm, daher die bemühten kleinen Abfahrten. Am 15. Januar beginnt die Saison. Und deshalb sind sie im täglichen Training, müssen jeden Aufstieg, jede Abfahrt schulmäßig vorführen, als seien sie selbst Anfänger. Und Chalid Akajew, der Mann, der im Film so tollkühn zwischen den Gletschern tanzt, der steht hier als Lehrer, unnachsichtig, unbestechlich — der Chef. Geduldig hört er sich Fragen und Bitten an: Als Leiter des Bergrettungsdienstes soll er erklären, wie die Bergrettungstrupps ausgebildet werden, womit sie ausgerüstet sind. Wir dachten so an Motorschlitten, Hubschrauber, Bernhardiner-Hunde! Und er lächelt kein einziges Mal. Soweit das von diesem verschmitzten Karatschajergesicht abzulesen ist. Chalid lädt zunächst ein, am nächsten Abend fände im Hotel wieder der regelmäßige Kursus für die Bergrettungsleute statt. Im Raum hinter dem Souvenirladen.

Für Rückkehr keine Garantie!

Die Männer und Frauen, alle Anfang zwanzig, kommen einem recht bekannt vor. Der Bergrettungstrupp, das sind die Skilehrer, die wir am Tag als Schüler erlebt haben. Vor ihnen steht ein ergrauter Mann, doziert. Dann knien sich ein paar Männer auf den Fußboden und basteln aus zwei übermannslangen Plasteröhren und vielen Seilmetern eine Trage. Der Alte, wird herübergeflüstert, sei der bekannte Alpinist und Verdiente Meister des Sports Alexej Ugarow. Nach ungefähr fünf

LEBENSRETTUNGSSPIEL

Minuten sind die beiden Plastholme im Abstand von der Breite eines menschlichen Körpers, zwei Ski-Stöcke oben und unten, so zusammengeschnürt, daß die Fläche aus sich überkreuzenden Seilen eine Trage darstellt, ein richtiges Seilgitter. Darauf werden zwei Anoraks gelegt. Ein weiterer Bergretter spielt den Patienten. Die beiden Konstrukteure dieses schwankenden Transportmittels heben ihn hoch. Fertig. Man kann diese Trage, doziert Ugarow weiter, auch aus Ski-Brettern, oben und unten mit Zweigen stabilisiert, herstellen. Aber Vorsicht! Es sei schon vorgekommen, daß ein Leichtverletzter von solcher Trage heruntergepurzelt ist, um danach als Schwerverletzter ins Krankenhaus zu wandern. Und das alles nur, weil die Trage nicht fest geknüpft war. Dann wird vorgeführt, wie der Bergretter seinen Rucksack um die Hüften legen oder sich eine Seilschlaufe umhängen kann, um einen Leichtverletzten auf dem Rücken zu transportieren ...

Na, das ist ja hoffentlich nicht alles! Sicherlich werden sie uns morgen oder übermorgen die technischen Errungenschaften des Bergrettungsdienstes vorführen. Dies alles hier wäre ja wohl doch ein bißchen zu einfach.

Am nächsten Morgen beginnt der Aufstieg mit Alexej Ugarow zur Alpinisten-Basis Alibek.

Die Pudelmütze über den Graukopf gezogen, den Oberkörper leicht nach vorn geneigt, die Hände auf dem Rücken verschränkt, steigt Ugarow den schmalen Weg hoch, als sei das ein Parkspaziergang. Dabei ist er neunundsechzig. Chemie-Ingenieur aus Leningrad, aber zu Hause in Dombai, kommt er jedes Jahr für zwei Monate hierher, um Bergführer und Skilehrer zu instruieren und zu trainieren. Seit er Student wurde, seit 35 Jahren, ist er Alpinist. Im Tienschan ist er geklettert, im Altai, im Pamir. Im Jahre 1946 nahm er an der Erstbesteigung des Pik Karl Marx teil. Auf den beiden Gipfeln des Pik Lenin, 7134 Meter hoch, ist er gewesen. Fünfzehn Tage dauerte der Aufstieg, ohne Sauerstoffgerät, nur durch ständiges Akklimatisationstraining von Tag zu Tag mehr Höhe gewinnend! Dabei seien all dies nicht die gefährlichsten Aufstiege gewesen, die habe er im benachbarten Swanetien kennengelernt. Und als wolle er die erste Zwischenstation, den Alpinistenfriedhof, ankündigen, bemerkt er sachlich, bei solch einem Aufstieg müsse man immer damit rechnen, daß man nicht zurückkehrt. Jedenfalls nicht auf den eigenen Füßen.

Chalid und Galja: Lieder für Freude und Trauer

Ein paar Dutzend Meter vom Weg entfernt stehen Grabsteine im Schnee, kleine Zäune um die Gräber, Bilder, Blumen. Vor dem Denkmal zweier junger Leute bleibt Ugarow stehen: Das Mädchen war 17, der Junge 21 Jahre alt. Die beiden Studenten bildeten den Schluß einer großen Seilschaft. Alle Teilnehmer des Aufstiegs waren gewarnt worden vor den „lebenden Steinen", den großen Felsbrocken, die so vertrauenerweckend aussehen und so tückisch rasch zu Tal poltern. Die beiden Studenten stützten sich während der Rast gegen solchen Felsblock, der raste abwärts, riß beide mit. Der dritte Junge war nicht in der Lage, beide Kameraden zu halten, ohne selbst zu stürzen. Er ließ los. Das geschah im Februar. Erst im April konnten die Toten geborgen werden ... Bernhardiner können in diesem Gelände hier nicht die geringste Hilfe leisten. Versuche, sie mit dem leichteren Kaukasischen Schäferhund zu kreuzen, sind ohne Erfolg geblieben. Was die Alpen erlauben, ist im Kaukasus nicht möglich; die Bedingungen sind völlig unterschiedlich.

Ugarow verharrt vor dem Grab eines langjährigen Freundes, eines erfahrenen Bergsteigers, der während eines gemeinsamen Aufstiegs einen Herzanfall erlitt. Fünfundzwanzig Stunden dauerte es, ihn nur 70, 80 Meter talwärts zu transportieren. Er überlebte, starb erst Jahre später am Lenkrad seines Wagens. Dennoch liegt er hier begraben, neben seinen Kameraden, unter der Aussicht zu jenem Felsmassiv, das den Namen „Schlafende Jungfrau" trägt.

Eine Fürstin habe sich, erzählt Ugarow, einst auf das Bergmassiv gelegt, um darüber zu wachen, daß aus den benachbarten Tälern, in denen die Pest grassierte, niemand die Seuche ins Tal von Dombai herübertrage. Er kennt jeden Gipfel hier, den Alibek, den Sulachat, die Belalakaja. Und mancher davon hat noch einen inoffiziellen Namen, den die Bergführer verliehen haben, wie der „Gipfel der besoffenen Friseure": Eine Gruppe von Figaros suchte nach einer Fachtagung ein paar Tage Erholung in Dombai. Sie tranken sich Mut an, kraxelten den Gipfel hinauf, ohne Begleitung. Das schafft ein Nichtalpinist nur, wenn er die Furcht hinunterspült. Aber Wind und Kälte ernüchterten die Abenteurer. Da saßen sie und klapperten mit den Zähnen. Und der Bergrettungsdienst mußte sie wieder herunterholen ... Ist das der Grund, weshalb hier keine Touristen begraben liegen, sondern nur Bergsteiger, darunter so mancher „Verdiente Meister des Sports"?

Eine halbe Stunde später stehen wir in der Alpinistenbasis Alibek. Die Tannen haben den Birken und den Hainbuchen Platz gemacht. Eine Handvoll Holzhäuschen, 1936 gebaut, ein verschneites Schwimmbecken, die froststarren Stahlskelette der Zelte für den Sommer. Zwei neue Häuser schieben sich mit schmalen Giebeln, holzverkleidet, durch die Wipfel. Innen sind die Handwerker mit dem Ausbau beschäftigt. Am 15. Januar beginnt die Saison. Von hier aus sind es noch fünf, sechs Kilometer, dreihundert Meter höher hinauf bis zum letzten Haus unter dem Gletscher Alibek, zwei Stunden Fußmarsch. Wir verzichten.

„Ich ging einmal spazieren ..."

Der Arzt heißt Boris Ibragimow, ist untersetzt, mit kleinen dunklen Augen, zurückhaltend, skeptisch. Seine Praxis ist ein Zimmer im Hotel „Dombai". Er kann seine Geringschätzigkeit nicht ganz verbergen, als er auf die Frage antworten soll, wieviel Zentner Gips er in den letzten Jahren verbraucht habe. Dazu müßte er eine Röntgenstation hier haben, erklärt er. Seine Sache sei lediglich, Erste Hilfe zu leisten. Und im vergangenen Winter habe es ganze sechs Knochenbrüche gegeben. Die werden dann in Teberda weiterbehandelt. Dahin führt eine gute Autostraße. Er werde häufiger von Besuchern beansprucht, deren Kreislauf sich noch nicht auf die Höhenlage eingestellt hat. Überhaupt sei es jammerschade, daß so viele Touristen völlig unvorbereitet nach Dombai kommen, so ganz ohne jedes körperliche Training. Für die meisten von ihnen sei Dombai nur eine Strapaze, und die Schönheit der Landschaft übersähen sie vor Anstrengung. Dombai sei aber immer noch milder, was das Klima anbelangt, und ungefährlicher, was die Wintersportmöglichkeiten betrifft, als etwa der Elbrus mit seinen größeren Abfahrtsstrecken und Gefahren. Über Bergsteiger- und Skiläuferprobleme aber würden wir sicherlich bei seiner Tochter Auskünfte bekommen.

Die Tochter, Galina Ibragimowa, genannt Galja: Meist in Jeans und mit Fellstiefeln sowie einem himbeerfarbenen, gewaltigen Anorak angetan. Sie hat in Machatschkala Englisch und als Zweitsprache Deutsch gelernt. Und von ihr erfahren wir, daß der hiesige Chef von Intourist jeden der Dolmetscher zum Bergführer und Skilehrer ausbildet. Für Galja war das kein Problem, denn sie ist gebürtige Karatschajerin, in den Bergen aufgewachsen. Und sie spricht wenig über sich, wie wir das auch von den anderen Kollegen kennenlernen sollten, sondern vor allem über Chalid Akajew, den Mann, der auf den Brettern zu tanzen vermag. Chalid sei früher aktiver Slalomläufer gewesen, hätte einen guten Platz in der Mannschaft der UdSSR innegehabt und sei erst nach einer Verletzung Trainer geworden. Im Lauf der Jahre hätten ihn auch eine Menge von DDR-Touristen kennengelernt, die er betreute. Die seien so ziemlich die ordentlichsten, die nach Dombai kämen, leider aber auch die Erfolghungrigsten. Fanden doch Alpinisten 1974 auf einem Gipfel folgenden Zettel: „Ich, Leo Lehmann*, Bürger der DDR, habe zu Ehren des 25. Jahrestages der Gründung unserer Republik diesen Gipfel bezwungen!" Im Intourist-Büro wurden Name und Datum mit den letzten Reiselisten verglichen. Alles stimmte, nur war dieser Gipfel kein Ausflugsziel und Leo Lehmann kein erfahrener Alpinist! Als sich herausstellte, wer die Touristengruppe begleitet hatte, wurde die arme Betreuerin einem strengen Verhör unterworfen: Weshalb ihr passieren konnte, einen Touristen aus den Augen zu verlieren! Sie bekam einen strengen Verweis ...

„Alleingang ist ein Selbstmordversuch", warnt Galja. Und dann erzählt sie von einem Reisegruppenleiter aus der DDR, der im Sommer hierherkam, im August seinen 29. Geburtstag beging, gerade an dem Tag, an dem eine Paßwanderung vorgesehen war. Er trug elegante Straßenschuhe, helle Hosen und ein entsprechendes Sommersakko. Nachdem alle bis zu den Knien durch den Schnee gestapft waren, erbarmten sich einige Mitglieder der Gruppe des Geburtstagskindes mit warmen Bekleidungsstücken.

Es gehört zu den ersten Informationen für alle Touristen: Wer zu den Mahlzeiten nicht erscheint, muß sich unbedingt abmelden; sei es, daß er sich nicht wohl fühlt, sei es, daß er nach Teberda fahren möchte. Meldet er sich nicht, kann das nur heißen, daß er verlorengegangen ist. Es wird noch eine Weile gewartet, dann wird die ganze Rettungsmannschaft alarmiert.

* Der Name ist frei erfunden (D. H.)

Die Rettungsmannschaft, das sind die Bergführer und Ski-Lehrer, Chalid an der Spitze. Galja erzählt von einer seiner Heldentaten: Er führte eine Gruppe von DDR-Touristen eine Strecke, die eigentlich nicht so ganz entsprechend der vorgezeichneten Route verlief. Aber schließlich wollte er seinen Gästen etwas Besonderes bieten. Dabei brach sich eine junge Frau den Knöchel. Die Gruppe, ungefähr zwanzig Teilnehmer, bestand überwiegend aus Männern. Chalid aber schleppte die junge Frau, ohne daß ihn jemand abgelöst hätte, über drei Pässe. Der Kuß, den er sich während einer Rast ausgebeten hatte, der hätte ihn wieder zu einem Adler gemacht, lächelt Galja hintergründig. Als der Bus, der die Gruppe erwartete, Chalid endlich von seiner Last erlöste, brach die ganze Begleitung in Beifall aus. Chalid, der bei Schmerz oder Erschöpfung stets etwas hilflos lächelt, fragte, ob das alles sei. Als Dank sang ihm die Gruppe das schöne Volkslied: „Ich ging einmal spazieren, nanu, nanu, nanu ..."

Gigantismus und Humor

Am nächsten Morgen steigen wir den Weg zur Russischen Wiese mit Galja gemeinsam hoch. Der Weg ist teilweise vereist, steil, der Hang daneben tief bis zum Flüßchen Dombai-Ulgen hinab. Chalid ist längst oben im Training, als wir atemlos ankommen. Er hat versprochen, daß unter normalen Bedingungen auf dem Trainingsgelände ein Krankentransport vorgeführt wird. Die Russische Wiese gehört zu jenen Hochtälern, in denen sommers die Staudengewächse zu gigantischer Größe heranwachsen, als wollten sie nicht hinter den Gipfeln zurückstehen. So heißt denn auch die wissenschaftliche Bezeichnung für dieses seltene biologische Phänomen „Gigantismus". Allerdings ist ein schlechtes Gewissen unsererseits nicht zu unterdrücken. Mit den Fragen nach Motorschlitten und Hubschrauber haben wir die Bergführer und Betreuer der Touristen schlicht unterschätzt. Und die Landschaft! Einen Hubschrauber können sie anfordern, erklärt Chalid. Wenn ein Verletztentransport so dringlich wird, kann er von Stawropol, der Gebietshauptstadt, herbeigerufen werden. Aber es gibt in dieser Landschaft kaum einen Landeplatz. Der Verletzte muß auf jeden Fall erst im Ort angekommen sein. Und Motorschlitten? Auf diesen Wegen hier? Es ist wahr: Gigantisch muß die Leistung gewesen sein, die dieser eher zierliche Mann vollbrachte, als er jene junge Frau über Stunden hin über drei Pässe geschleppt hat. Unsere technikgläubige Vorstellung von modernen Hilfsmitteln im Bergrettungsdienst hatte etwas von ironischem Gigantismus an sich. Und als hätte Chalid diesen Gedanken erraten, hilft er sofort wieder mit einer Episode darüber hinweg:

Eine Gruppe stapft hinter ihm her. Einer der Männer versucht, mit Chalid ins Gespräch zu kommen. Auf deutsch, denn er hat bemerkt, daß Chalid etwas davon versteht. Chalid antwortet, aber auf Karatschaisch. Die Unterhaltung findet mehr mit Händen und Füßen statt. Worauf eine seiner Kolleginnen später ehrfurchtsvoll fragt: „Sag, Chalid, was kannst du eigentlich nicht! Sogar deutsch sprichst du?"

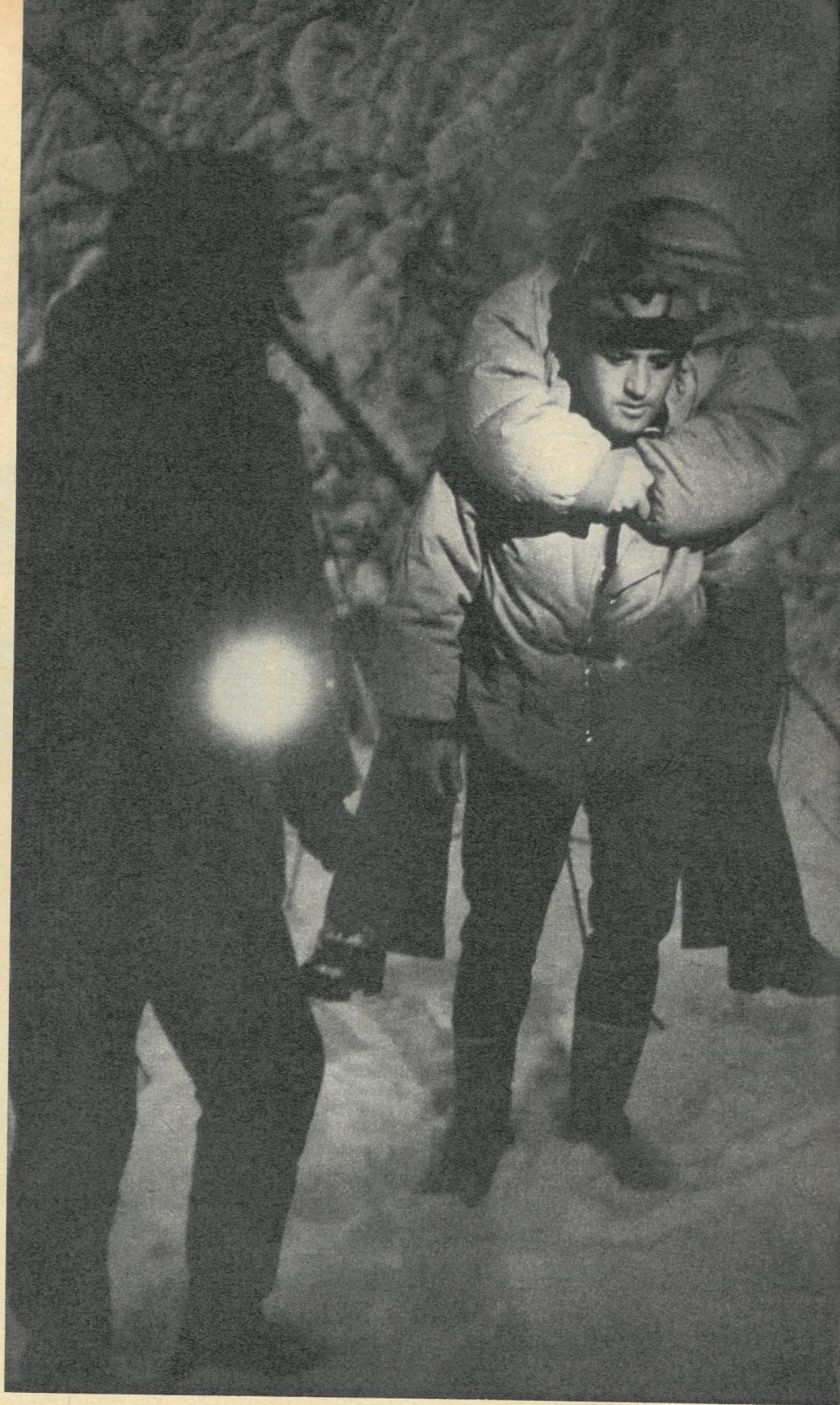
Inzwischen ist die Trage im Schnee hergestellt worden, wenn auch nicht ganz so rasch wie im geheizten Raum. Galja muß ihren dicken Anorak opfern, damit die „Patientin" bequem liegt. Die „Patientin" stürzt, eigens für die Kamera, kurz vor der Trage in den Schnee, wird daraufgebettet, festgeschnürt, und abwärts saust das Gefährt, von einem Mann gezogen, von zweien gebremst ...

Am letzten Abend sind Chalid, Galja, Mumir, Meker, Kasim und wer sonst noch kommen mag in unser Hotelzimmer eingeladen. Zwei Flaschen sind auf dem Balkon kaltgestellt. Chalid läßt sich eine Gitarre bringen, deren sieben Saiten er mit Tempo und Virtuosität behandelt. Zuerst ein Lied für die Jungens auf dem Friedhof! Mit leiser, etwas heiserer Stimme begleitet er die Gitarre. Text und Musik: Chalid Akajew. Dann aber singt er die Frauen an, die dunklen Augen werden dringlich. Ein ossetisches Lied in georgischer Sprache, ein Schlager, eine Zigeunerromanze. Und zwischendurch ein Trinkspruch, eine Geschichte, ein Witz. „Heute morgen ist er einer Dame im Hotelfoyer nachgestiegen", erzählt Galja. „Habt ihr sie auch gesehen, solch eine aufgedonnerte Vollbusige? Hat er ihr ins Ohr geflüstert: ‚Fräulein, ich finde Sie bezaubernd! Schon die ganze Zeit beobachte ich Sie! Könnten wir nicht zusammen einen Kaffee trinken?' — Die elegante Dame errötet: ‚Ich habe Sie auch schon gesehen. Sehr gerne. Aber was machen wir mit meinem Mann??'" Und Galjas Augen funkeln Spottsternchen: „Ja, solch ein Bergführer hat es schwer!" Chalid ist wieder ernst geworden, unterhält sich mit zweien seiner Kollegen. Bei Anbruch der Dämmerung haben sie für die Kamera eine Nachtrettungsaktion durchgespielt, und jetzt erinnern sie sich wirklich geschehener Rettungsarbeiten, die unter solchen Umständen stattfanden. Chalid ist in der Runde mit seinen achtunddreißig der Älteste. Und jedem von den Älteren ist schon ein Kamerad in nächster Nähe und doch unerreichbar umgekommen. Es ist diesen Männern zu danken, wenn kaum je Touristen verunglücken ...

„Viel zu früh seid ihr gekommen", sagt Chalid. „Wir haben dieses Jahr noch gar keinen Schnee. Im Februar müßt ihr hier sein. Dann liegen zwei Meter oder fünf! Und dazu eine Sonne, daß Ihr die Pullover ausziehen und euch braunbrennen lassen könnt! Dann gehen wir zum Mussa Atschitara, 3000 Meter hoch. Von dort aus sieht man den ganzen Kaukasus. Und vielleicht Steinböcke ...

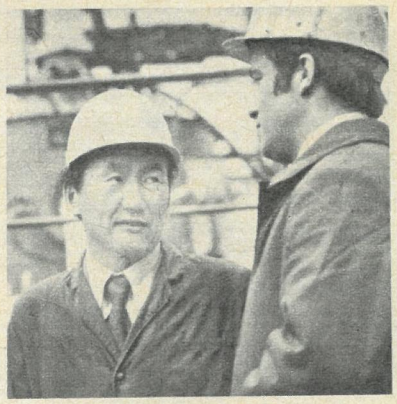
Oder kommt im Sommer. Oberhalb der Alibek-Basis gibt es einen Bergsee, ganz klar, ganz kalt! Oder im Herbst müßt ihr kommen, wenn sich die Hainbuchen und die Birken golden färben!"

Wer Dombai nicht kennt, hat den Kaukasus nicht gesehen, heißt es. Und einer der Gäste, es war wohl Kasim Timirow, sagte neidlos: „Wer Chalid nicht kennengelernt hat, der kennt Dombai nicht!" Wir hoben das Glas. Und Chalid, der Charmeur und ganze Kerl, der Tänzer auf den Brettern und strenge Ausbilder am Übungshang, er hatte sehr ernste Augen, als er von neuem der Gitarre in die sieben Saiten griff ...



Fingierte Nachtübung: Kasim Timirow trägt Galja, begleitet von Chalid

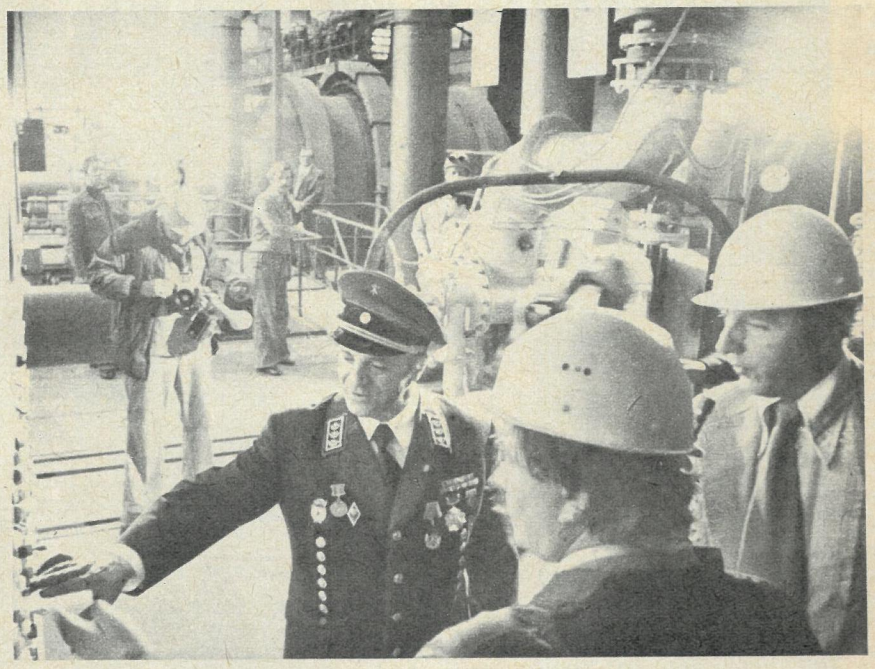
Anleitung für den Nachwuchs durch Alexej Ugarow (unten, Bildmitte)



H.-P. Behrendt (rechts) und G. Stepanow

Sibirier in Sachsen

Zwei der Redner, die sprechen sollten, wurden Minuten zuvor nach Lampenfieber befragt. „I wo!“ lächelte der eine. „Hier ist mir doch alles vertraut.“ Der andere wunderte sich: „Nu potschemu? Warum Aufregung? Hier geht alles hundertprozentig in Ordnung!“



Minister Dr.-Ing. Klaus Singhuber zündet den Schmelzofen

„Glückauf!“ Konzert vor der Schaltwarte

Offen gesagt, der unvorbereitete Besucher ist enttäuscht, wenn sich die schwere Stahltür hinter ihm schließt. Eine Fabrikhalle, ausgefüllt mit gleißender Helle und riesigen Anlagen, farbenfroh gestrichen, zum Teil in freundlichen Pastelltönen. Zweite Ausbaustufe der Zinnhütte Freiberg. Alles sieht ganz anders aus, als man sich gemeinhin einen metallurgischen Betrieb vorstellt. Tag der Inbetriebnahme . .

Hans-Peter Behrendt, stellvertretender Leiter des Anfahrstabes, gibt unmittelbar vor dem feierlichen Akt, zu dem Minister Dr. Klaus Singhuber aus Berlin erscheinen wird. gelassen Erklärungen: „Zinn ist ein außerordentlich wichtiges Metall, das im RGW-Bereich nur in der Sowjetunion und bei uns verhüttet wird. Unsere Aufkommen reichen nicht, wir müssen importieren. Für viel Geld. Deshalb unternehmen wir erhebliche Anstrengungen, um all unsere Rohstoffe zu nutzen. Auch sehr arme Erze, bei denen die klassischen Methoden der Zinnverhüttung versagen. Am Schluß kommt hier Zinn in einer Reinheit von 99,9 Prozent heraus.“

Die zweite Ausbaustufe der Freiberger Zinnhütte im VEB Bergbau- und Hüttenkombinat „Albert Funk“ hat u. a. solche Effekte:

– Die Produktion auf Basis einheimischer und importierter Rohstoffe erhöht sich in der Jahresfrist von 1978 auf 134 Prozent.

– Die Arbeitsproduktivität wird entscheidend gesteigert. 1980 erreicht sie, mit 1970 verglichen, 194 Prozent. Die Zahl der Arbeitskräfte kann gesenkt werden. Während 1970 eine Arbeitskraft im Jahr etwa 3 Tonnen Reinzinn produzierte, werden es 1980 9,2 Tonnen sein.

Der VEB Projektierungsbetrieb Mansfeld-Industrieanlagen Dresden projektierte die 2. Ausbaustufe. Die Raffination ist mit Aggregaten aus der Sowjetunion ausgerüstet. Seit

Kumpel aus der Freitaler Zinnhütte im VEB Bergbau- und Hüttenkombinat

März 1977 wurden sie unter Leitung von Spezialisten aus dem Zinn-Kombinat Nowosibirsk aufgebaut. „So ersparten wir uns eigene Entwicklungsarbeiten", sagt Hans-Peter Behrendt. „Und was jetzt hier steht, ist nahezu einmalig auf der Welt, würde ich meinen. Da ist was dahinter, ohne Schmus! Die Leistungsparameter sind gebracht, im Probebetrieb nachgewiesen."

Durch Einsatz der Vakuumraffination steigt gegenüber bisherigen Verfahren in dieser Produktionsstufe die Arbeitsproduktivität auf 400 Prozent. „Seit Jahren haben wir gute Verbindungen mit Nowosibirsk. In Sibirien konnte sich eine Gruppe unserer Produktionsarbeiter mit ebensolchen Anlagen vertraut machen, wie wir sie nun hier in Betrieb nehmen. Man hat ihnen alles gezeigt. Unsere Kollegen kamen mit der festen Gewißheit zurück, daß wir etwas Gutes geliefert bekommen.

Die Partnerschaft hat sich nun auch in der Zusammenarbeit mit den Chefmonteuren bewährt. Natürlich gab's auch mal Reibereien, Meinungsverschiedenheiten. Hatten wir uns mal in den Haaren, dann war es im Sinne der Sache! Ach, darüber braucht man doch heute nicht mehr zu reden. Wir haben alle an einem Strang gezogen. Manchmal haben alle bis in die Nacht gearbeitet, um einen Abschnitt fertig zu kriegen. Leute mit Gehalt, wohlgemerkt, denen Überstunden nicht bezahlt werden ..."

Ein mittelgroßer Mann tritt näher, Monteurkittel, darunter Oberhemd mit Krawatte. Das Gesicht: mandelförmige Augen, breite Backenknochen, blauschwarze Haare, aber schon ein paar Silberfäden darin. Das ist Georgi Innokentjewitsch Stepanow. „Ich bin Burjate, aus der Irkutsker Oblast." Ein Sibirier in Sachsen, Chef von sechs anderen Ingenieuren aus Nowosibirsk. Erster der vorerwähnten Redner. „Die Arbeit hier – unsere Mission erfüllt sich sozusagen am heutigen Tag – hat wohl beiden Seiten viel Freude bereitet. Wir haben uns gut verstanden. Und Probleme? Die hat schließlich jeder Neubau."

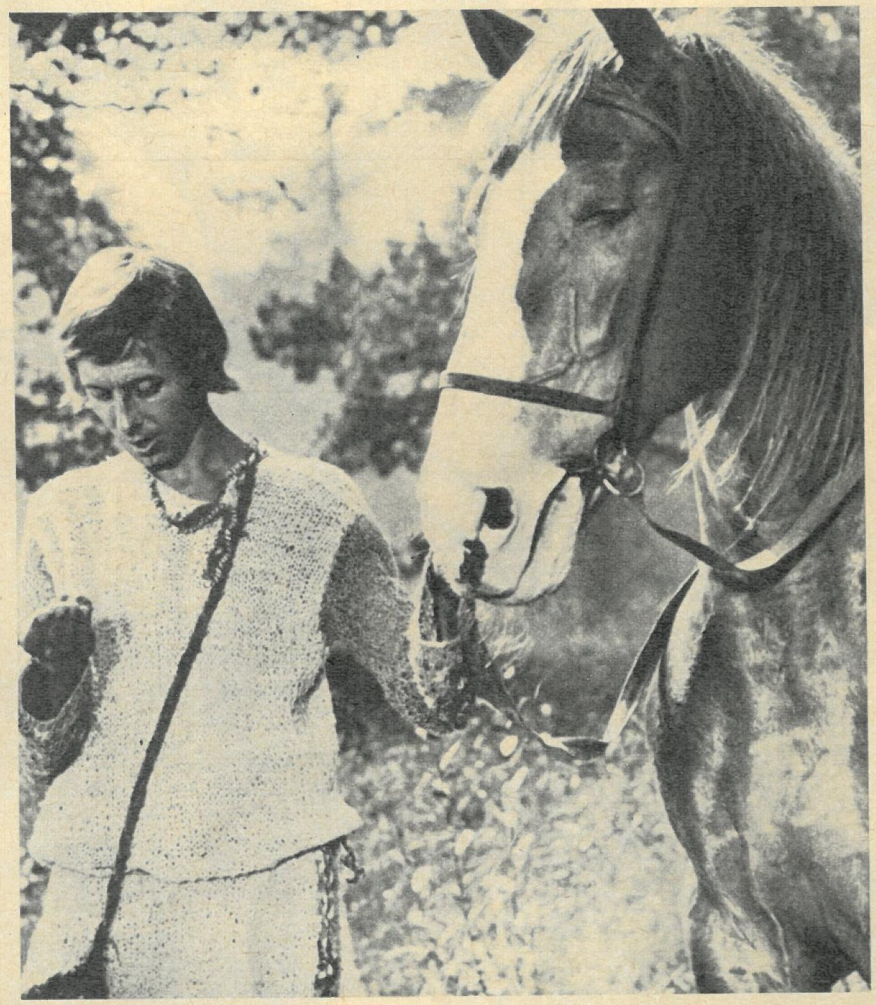
Martin Gerhard ist der 1. Anlagenfahrer. Er wird dem Minister die Mappe mit den Verpflichtungen seines Kollektivs übergeben. Daß die Anlage einen Monat vorfristig – zum 31. Mai – die Betriebsparameter erreichen wird. Daß sie 7 Tonnen Zinn über den 78er Plan liefern wird. Daß dennoch 420 Tonnen Heizöl eingespart werden.

Wird euer Betrieb immer einen so schönen Eindruck machen wie heute? „Ja", sagt Martin Gerhard, der zweite Redner, „das sieht man an unserer 1. Ausbaustufe. Neue Technik – das ist nicht nur Gerede. Die Arbeits- und Lebensbedingungen haben sich entscheidend verbessert. Hier hat die Technik die schwere körperliche Arbeit übernommen, den Schmutz beseitigt. Ein Unterschied wie Tag und Nacht im Vergleich zur alten Hütte, die wir jetzt zumachen. Und die neue Technik, die haben wir im Griff! Nicht zuletzt, weil unsere Kollegen daran in Nowosibirsk trainieren konnten."

„Glückauf!" spielt die Kapelle. Die Bühne der Raffinationsanlage ist jetzt Tribüne eines Meetings. Feierlich werden auch die anderen Produktionsstufen in Betrieb gesetzt. Siebzehn Jahre hat die Hütte allseitig ihren Plan erfüllt. Die Kumpels versichern, daß sie mit den besseren Voraussetzungen erst recht an dieser Tradition festhalten.

Text: Klaus Hurrelmann
Fotos: Detlev Steinberg

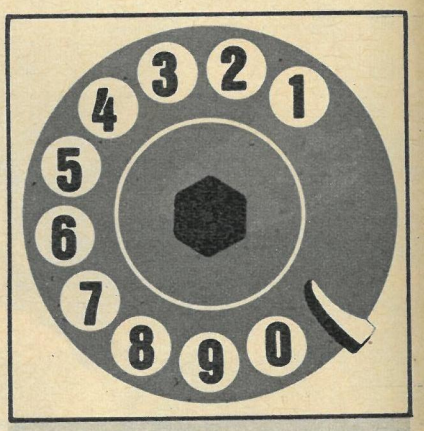
P. S. Unlängst stand in der FREIEN WELT ein Beitrag unter der Überschrift „Sachsen in Sibirien". Nunmehr ist diese Formulierung kaum noch zu variieren. Demgegenüber steht, daß der Stoff für Beiträge dieses Inhalts immer reicher wird ...



◀ Film-Statistik

Ein Publikum in aller Welt

Sowjetische Filme haben in aller Welt ihr Publikum erobert. Die letzte Filmmesse der Unionsvereinigung Sovexportfilm in Moskau, auf der Produzenten, Verleiher, Kinobesitzer und Fernsehleute weitere freundschaftliche Beziehungen anknüpften, war wiederum Beweis dafür.
Vertreter der sozialistischen Länder erwarben 24 Kinofilme und 17 Filme für das Fernsehen, u. a. „Weißer Bim Schwarzohr", „Wie der dumme Iwan auszog, ein Wunder zu erleben" (unser Foto), „Nuckis Abenteuer", „Eine eigene Meinung" und „Nacht über Chile". Doppelt soviel sowjetische Filme wie bei der vorigen Filmmesse wurden für Lateinamerika angekauft. Auch zu den Ländern Afrikas hat sich ein enger Kontakt angebahnt. Reges Interesse für sowjetische Filmkunst zeigten Angola, Moçambique, Senegal und Marokko. Erfolgreiche Geschäftsverhandlunger gab es auch mit Importeuren aus Asien. Sie kauften insgesamt 192 sowjetische Filme. Auch in Portugal, Griechenland, der Schweiz, in Dänemark, Frankreich, Italien, Finnland, Österreich und Norwegen werden 1978 neue sowjetische Spiel- und Kurzfilme gezeigt.



Wolfen 630

Am Apparat: Lucie Bernecke, Instrukteurin der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

— Genossin Bernecke, zunächst einige Informationen über die Grundorganisation der Gesellschaft im VEB Filmfabrik Wolfen.

— Wir haben 13 000 Mitglieder. Das heißt, über 96 Prozent unserer Kollegen sind organisierte Freunde der Sowjetunion.

— Noch in diesem Monat werdet ihr eure Betriebs-Delegiertenkonferenz durchführen. Was könnt ihr abrechnen?

— Nun, 41 Abteilungs-Vorstände der Gesellschaft haben im Dezember ihr Arbeitsprogramm beschlossen. Hier spiegelt sich bereits unsere Aufgabe wider, die politisch-ideologische Arbeit weiter zu verbessern, um auch wirklich jeden zu gewinnen. Dazu kommen die Vorhaben der Freunde, an der Erhöhung der Produktion und der weiteren Verbesserung der Qualität, besonders bei Erzeugnissen, die in die Sowjetunion gehen, aktiv mitzuwirken. Nehmen wir die Abteilungsgruppe Projektierung, Konstruktion und Investition. Hier tragen 3 Kollektive den Ehrennamen Deutsch-Sowjetische Freundschaft, 9 weitere haben sich dieses Ziel gestellt. Alle Freunde arbeiten nach sowjetischen Neuerermethoden; 48 von ihnen haben kollektivschöpferische Pläne. Ein Zirkel zur Auswertung sowjetischer Erfahrungen ist geplant.

— Welche Vorhaben werden auf der Betriebs-Delegiertenkonferenz diskutiert?

— Unsere Grundorganisation, das ist klar, wird große Anstrengungen unternehmen, um den 30. Jahrestag unserer Republik gut vorzubereiten. Wichtiges Etappenziel ist der 11. Kongreß der Freundschaftsgesellschaft. Unsere Aufgaben sind unter anderem: sich weiterhin bewähren als Mitglied der internationalen Organisation ASSOFOTO und Förderung des Erfahrungsaustausches, zum Beispiel mit unserem sowjetischen Partnerbetrieb in Schostka. Ziel ist es natürlich, eines der Ehrenbanner des Zentralvorstandes zu erringen.

▼ Telex aus Prag ▶

Vom Pamir zum Kongreß

Kinder vor einem Denkmal. In Louny, Nordböhmen. Der Rotarmist senkt die Fahne zum Gedenken... Vor wenigen Wochen wurde dieses Monument für die Opfer des Faschismus in der kleinen Stadt enthüllt — im Monat der tschechoslowakisch-sowjetischen Freundschaft, der überall bei uns mit vielfältigen Veranstaltungen begangen wurde. Im Mittelpunkt stand Prag: 1100 Delegierte und Gäste aus allen Landesteilen kamen zum 8. Kongreß des Verbandes der Tschechoslowakisch-Sowjetischen Freundschaft in den Julius-Fučik-Kulturpark (unser Foto). Unter ihnen beispielsweise Anna Šimačková aus Most. 1931 trat sie in die Partei ein, fuhr wenig später nach Charkow, um dort zu arbeiten. Nach Prag kehrte sie mit einer tschechoslowakischen Einheit zurück. Vierzig Jahre ihres Lebens widmete sie ihre Kraft der Freundschaft zwischen ihrem eigenen und dem sowjetischen Volk. Oder Oberst Miroslav Mafašák. Er berichtet über eine Seilschaft von Freunden auf dem Dach der Welt: „Es blieb nur noch eine Stufe, nur noch einmal trat der Eispickel in Aktion — dann hatten wir den Pik Kommunismus bezwungen, setzten in fünftausend Meter Höhe die Flagge." Die rote Fahne vom Pamirgipfel überreicht er dem Kongreß. Die Schmelzerbrigade vom Hochofen IV des Hüttenwerkes von Vitkovice und andere Kollektive in den Industriezentren begrüßten die Tagung im Fučik-Park mit einer außerordentlichen Tagesleistung.

Der Kongreß unterstrich, daß der Verband der Tschechoslowakisch-Sowjetischen Freundschaft — er zählt jetzt mehr als 2,2 Millionen Mitglieder — bei der Erfüllung der Beschlüsse des 7. Kongresses zu einer aktionsfähigen gesellschaftlichen Organisation wurde, die sich ideologisch gefestigt hat und ihre Reihen erweiterte. Davon ausgehend beschloß nun der 8. Kongreß die Aufgaben des Verbandes für die nächsten Jahre: aktiv das patriotische und internationalistische Bewußtsein der Bürger zu fördern, die brüderlichen Beziehungen zur UdSSR weiter zu vertiefen und zu festigen.

Marie Bulecová
„Svět Socialismu", Prag

◀ Auf dem Reißbrett

Platz für 10000

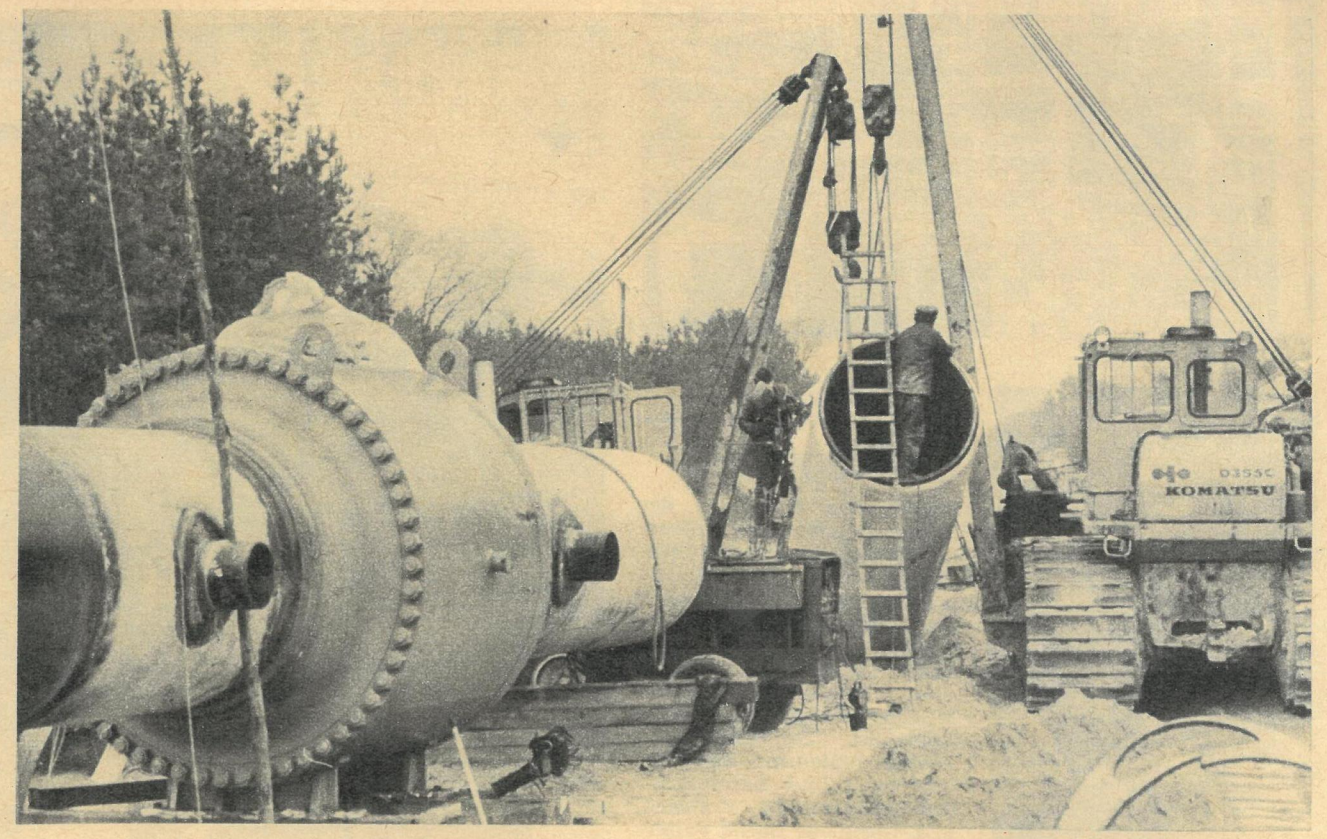
Der künftige Zoopark der sowjetischen Hauptstadt wird nun endgültig seinen Standort in der südwestlichen Umgebung, an der Kalugaer Chaussee, erhalten; ein Projektbüro des Stadtsowjets hat seine Tätigkeit aufgenommen. Wie Wladimir W. Spizin (unser Foto), neu ernannter Direktor des Moskauer Zoos, mitteilte, soll sich der Park im kommenden Jahrzehnt zu einem der reichhaltigsten Tiergärten Europas entwickeln — mit 10 000 Bewohnern aus rund 2000 Formen der Tierwelt — vom Wirbellosen bis zum Menschenaffen. Zwei Hauptabschnitte sind geplant: Ein Teil beherbergt nach dem systematischen Prinzip die charakteristischen Tierformen aller Kontinente, während der andere Säugetiere und Vögel aus der Tundra, den Steppen, Wäldern und Gebirgen der Sowjetunion aufnehmen soll. Besondere Anziehungspunkte: ein Nachttierhaus, ein großräumiges Aquarium — Terrarium sowie ein Ozeanarium. Vorgesehen sind weiterhin wissenschaftliche Laboratorien und eine „Zone mit beschränktem Zutritt", in der seltene Tierarten ungestört ihren Nachwuchs betreuen. — Die aktuelle Aufgabe der Moskauer Tiergärtner besteht in der grundlegenden Rekonstruktion des über hundert Jahre alten Zoos im Stadtzentrum. Unter Wahrung historischer Rücksicht werden nahezu alle Tierhäuser, Gehege und gärtnerischen Anlagen umgestaltet. Beinahe selbstverständlich, daß in manche Einzelheit „vor oder hinter den Kulissen" Berliner Erfahrungen einfließen, da den Moskauer Zoo seit Jahren ein fruchtbarer Freundschaftsvertrag mit dem Berliner Tierpark verbindet.

H. Frosch

▼ Bauplatz Drushba-Trasse ▶

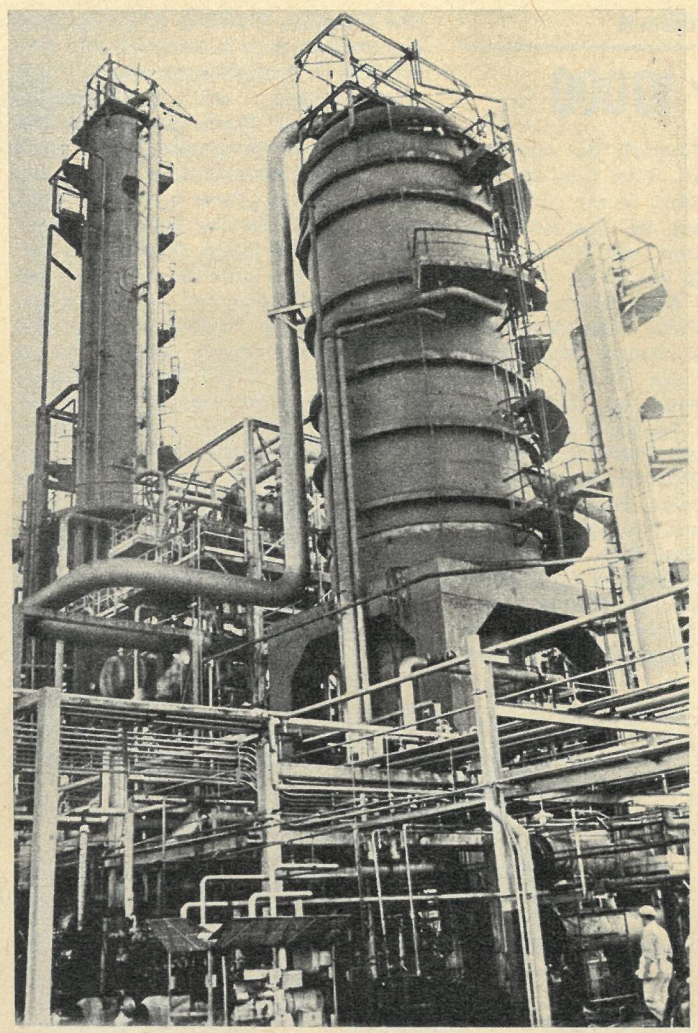
„Genähtes" am Kilometer 1710

Kilometer 1710 der Trassenführung, von Orenburg aus in Richtung Westgrenze der UdSSR gerechnet. Hier hat nun stattgefunden, worauf Tausende Werktätige trassenauf, trassenab jahrelang zielstrebig hingearbeitet hatten: Die besten Schweißer aus der DDR und aus der VR Polen zogen die Verbindungsnaht zwischen ihren Rohrabschnitten. 583 Kilometer Erdgasleitung fügten die polnischen Freunde dem insgesamt 2750 Kilometer langen Rohrweg für das Gas aus dem Ural an; die DDR zeichnete selbst für 268 Kilometer verantwortlich. (Die anderen Kilometer am DDR-Teil montierten sowjetische Spezialisten.) Die Verbindung nach Osten, in Richtung Orenburg, ist nunmehr lückenlos. Die polnischen Trassenbauer, von denen zeitweilig über 4000 in der Ukraine arbeiteten, haben so ihre Aufgaben fast zehn



Monate früher erfüllt als geplant. Die Kollektive aus der DDR wollen alle Hauptarbeiten zwischen Krementschug und Bar bis zum Nationalfeiertag der DDR und zum Tag der Verfassung der UdSSR vorfristig beenden. Für sie steht „das Rohr" längst nicht mehr im Brennpunkt des Geschehens. Und die Durchmesser der meisten Rohre, um die es jetzt dort geht, sind „geschrumpft": von fast anderthalb auf einen Meter — es sind die Verbindungsleitungen von der vor einem halben Jahr fertiggestellten Rohr-Magistrale zu den Verdichterstationen. Auch die Rohre (Düker), die den Dnepr unterqueren, haben dieses geringere Kaliber. In Krementschug sind die hellblauen Verdichterhallen bereits weithin sichtbar. Und in Swetlowodsk, 14 Kilometer weiter westlich, am anderen Ufer des Dnepr, setzt sich das „gewöhnliche" Rohr fort. Bis hierher wird der Gasstrom dreigeteilt kommen, denn hier enden die Düker. Udo Wendt (links) und Karlheinz Barthel waren mit dabei, als im Dezember die 45 Tonnen wiegenden Kugelhähne (Foto oben) und der „Molcheinlauf" installiert wurden. Molchstationen sind oberirdische Zugänge zum unterirdisch verlegten Rohr, durch die sogenannte „Molche" eingesetzt werden — Apparate von Tonnengewicht, die das Rohr automatisch reinigen und kontrollieren. Der Druck des Gases bewegt sie kilometerweit. Dort ist der Dnepr 1850 Meter breit. Düker Nummer eins wurde im Januar 1977 von erfahrenen sowjetischen Spezialisten durch den Strom gezogen: Kurz vor Jahreswechsel begannen nun Fachleute aus der UdSSR und der DDR gemeinsam, den zweiten zu versenken. In diesem Jahr wird, bevor die Schiffahrt wieder beginnt, auch der Bau des zweiten und dritten Dükers abgeschlossen.

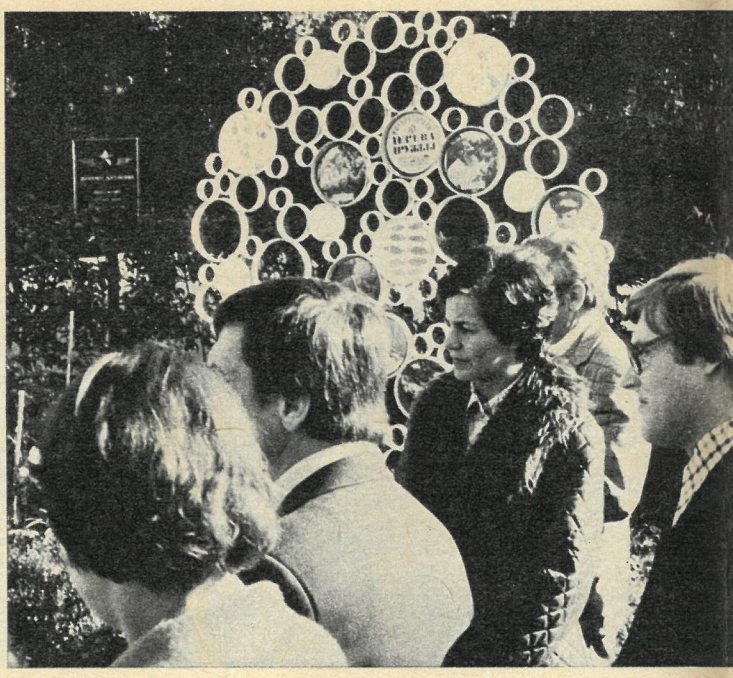
Holger Busch



Freundschaftsbaum ▶

Ein Diplom besonderer Art

... verleiht die Biologische Station der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR in Sotschi. Wer im Park der Freundschaft eine Unterrichtsstunde im Okulieren nimmt und dann das Auge auf einen der Zitrusbäume einsetzt, erwirbt das Diplom „Gartenbauer der Freundschaft". Kürzlich erhielten 30 Bauern und Arbeiter unserer sozialistischen Landwirtschaft diesen Titel. Sie gehörten zu den 700 verdienstvollen Werktätigen dieses Wirtschaftszweiges, die als Auszeichnung eine Schwarzmeerkreuzfahrt unternommen hatten.



◀ In Havanna ▲

Großreparatur

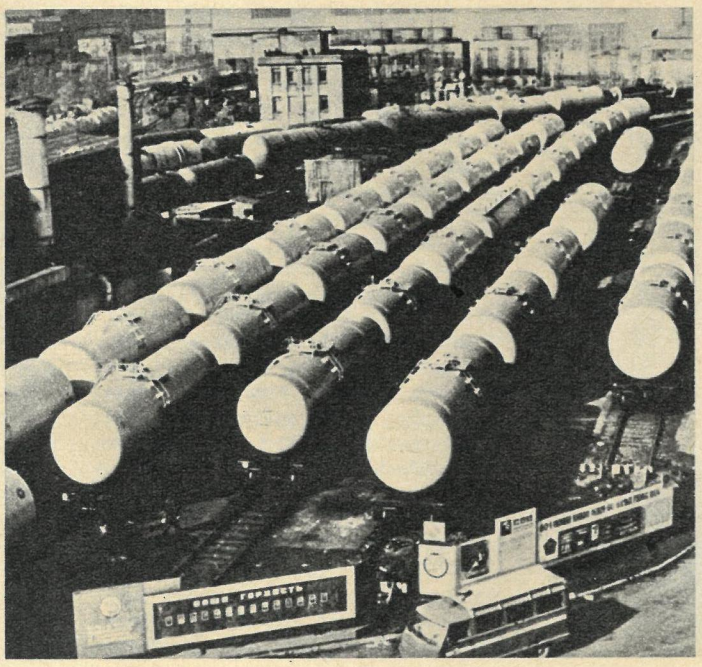
Sowjetisches Erdöl ist der Ausgangsstoff in der Raffinerie „Nico Lopez" in Havanna. Jetzt machte sich eine langfristige Großreparatur der Destillationsanlage notwendig. Sozialistische Hilfe kam aus dem Petrolchemischen Kombinat Schwedt. 10 Spezialisten, Ingenieure, Schweißer, Schlosser und Dreher, halfen mit ihren Erfahrungen und Kenntnissen den kubanischen Kollegen, u. a. Ingenieur Bernd Faltermayr (Foto links).

Kessel-Schlangen ▶

Abfahrtbereit!

... stehen sie auf den Gleisen der ukrainischen Industriestadt Shdanow — Kesselwagen für die verschiedensten Verwendungszwecke aus der Erzeugnispalette der Produktionsvereinigung „Shdanowtjashmasch". Gegenwärtig laufen hier die Vorbereitungen für die Serienproduktion von Kesselwagen mit einer Nutzlast von 120 Tonnen. Nach Abschluß umfangreicher Rekonstruktionsvorhaben in ihrem Werk wollen die Waggonbauer in diesem Fünfjahrplan das Produktionsvolumen um 50 Prozent erhöhen.

Redaktion: I. Stritzke, B. Schablinski; Fotos: A. Palenis, S. Krjatschko, R. Dik, W. Lisizyn, CAF, ZB, W. Hoppe, J. Lofaj, H. Busch, A. Paszkowiak, Repro, G. Kowalski, W. Zelik



▲ 7000 Babys

Glückwünsche vom Väterchen

Da kamen auch Väterchen Frost und Snegurotschka gratulieren. Zur Geburt des Sohnes der Familie Wejalisow. Der kräftige Junge war Stadtgespräch in Vilnius. Als 7000. Baby des Jahres 1977 kam er in den letzten Dezembertagen in der litauischen Hauptstadt zur Welt. Das war ein Rekord: Nie zuvor in der 650jährigen Geschichte der Stadt wurden in einem Jahr so viele Kinder geboren. In den nächsten 12 Monaten erwartet die Metropole der Ostseerepublik nun die Geburt ihres 500 000. Bürgers. Und Ded Moros hofft, daß dieses Ereignis in seine 78er Amtszeit fällt.

Kurz berichtet

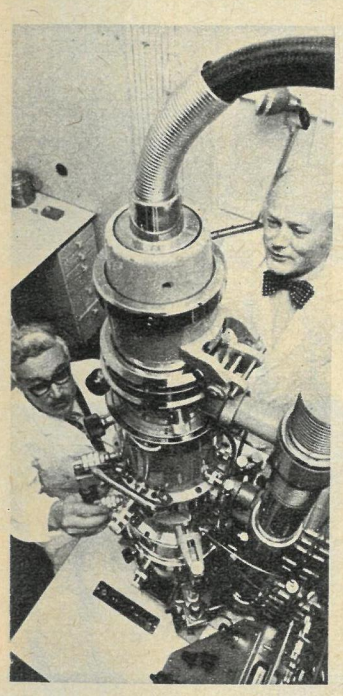
KUR IN KARAKUM

Immer mehr Erholungsheime und Kureinrichtungen entstehen in der Zone des Karakum-Kanals. Gerade dieser Tage öffnete ein neues Ferienobjekt für die Arbeiter des turkmenischen Wärmekraftwerkes Mary seine gastfreundlichen Türen. Weitere Sanatorien und Pensionate sollen in nächster Zukunft vor allem auch am Ostufer des Kaspisees gebaut werden.

UR-SPEISEKARTE

Was unsere Urahnen in grauer Vorzeit aßen, darüber geben Funde bulgarischer Archäologen Auskunft. Ausgrabungen von Siedlungshügeln im Mariza-

feiern. 20 neue Städte erscheinen gegenwärtig jährlich auf der UdSSR-Landkarte.



◀ Warschau-Tbilissi

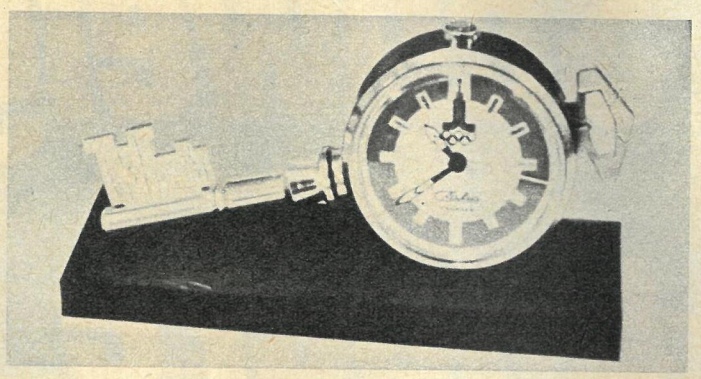
Im Team

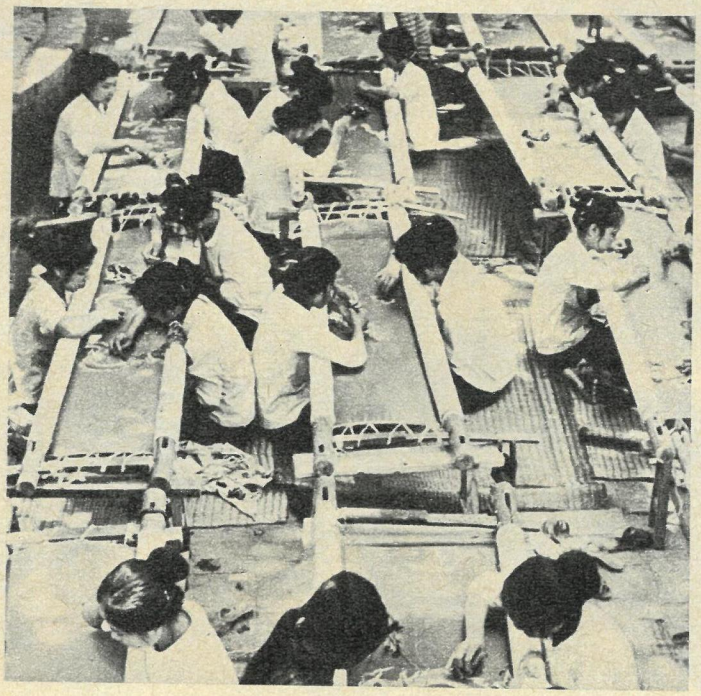
Gemeinsam arbeitet das Medizinische Forschungszentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften mit der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR an der Erforschung des Zentralnervensystems und der Hirntätigkeit. Hier Prof. Mchedlishwili aus Tbilissi und Prof. Mossakowski (stehend).

Blickpunkt 80 ▶

Olympia-Zeit

... ist jetzt für die Moskauer Uhrenmacher. Das Emblem der Sommerspiele 1980 schmückt das Zifferblatt von Weckern, Tisch- und anderen Uhren der international bekannten Marke „Slawa", die im In- und Ausland für ihre ausgezeichnete Qualität in puncto Genauigkeit und Formschönheit geschätzt sind.





▼ Beim Nachbarn

Herr Bacchus

... und seine Weingärten, in diesem Falle die der westlichen Slowakei, liefern die Ideen, wenn Josef Franko aus Pezinok seinen Ton formt. Seine keramischen Arbeiten liefert er ins Zentrum für volkskünstlerische Erzeugnisse, und sie sind auf Ausstellungen zu finden — in seiner Heimat und auch bei uns.

▼ Für Minusgrade

Attraktives

Mollig warm und elegant zugleich sind diese beiden Mäntel aus den Werkstätten der Rigaer Modeschöpfer. Es sind Top-Modelle aus der Herbst- und Winterkollektion des renommierten Hauses. Große Kapuzen samt Innenfutter aus attraktivem Kunstpelz geben ihnen den besonderen Pfiff. Diese und andere schicke Sachen — sportlich oder festlich — können die Rigaer in den Ateliers bestellen.

▲ Künstlerisch

Begehrt

... sind diese kunstvollen vietnamesischen Stickereien, von den Frauen in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Binh Minh in der Provinz Hai Hung gefertigt. Etwa 900 dieser Erzeugnisse, die eine alte Tradition verkörpern, gehen alljährlich in den Export. Die Nachfrage ist groß und bedeutet für die Genossenschaft zusätzliche Einnahmen.

▲ Immer dabei

Flotte Bläser

Kein großer Feiertag, kein Festival — nichts läuft ohne sie, ohne die Blaskapelle der Berufsschule von Grosny, Hauptstadt der ASSR der Tschetschenen und Inguschen. Seit 20 Jahren gibt es dieses Orchester, das heute in der ganzen Nordkaukasus-Region berühmt ist.

▼ Haus- Menagerie

Das Tierasyl der „Weißen Maus"

Im Hauptberuf ist Gennadi Polosjmak Verkehrspolizist, seine Freizeit aber gehört den Tieren, die aus allen Himmelsrichtungen zu ihm nach Mena in der Ukraine gebracht werden. Es begann damit, daß ein Jäger zwei Wolfswelpen aus dem Rucksack zog... Dann kamen Jungstörche, verwaiste Kitze und ein verletzter Adler hinzu. Handzahm gegenüber der Familie ist der achtzig Kilo schwere Keiler, den Polosimak als Frischling mit der Flasche aufzog. Die Anzahl der vierbeinigen oder geflügelten Pensionäre hat etliche Dutzend erreicht.

Flußtal zeigen, daß sich die hier ansässigen Jungsteinzeitmenschen von Früchten, Wurzeln, Wild, Eiern und Muscheln ernährten. Knochen, die vorwiegend von Haustieren stammen, wurden dagegen in einem Hügel bei Plovdiv gefunden, der bis in die Bronzezeit besiedelt war. Die Knochenuntersuchungen ergaben, daß schon damals Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine gehalten wurden. Erstmalig entdeckte man auch Knochen eines Tieres, das als „Urschaf" — eine Mischung zwischen Antilope und Mufflon — bezeichnet werden könnte.

DEZEMBER-DONNER

Kräftiger Donner, Sturm und Platzregen weckten an einem der letzten Sonntage des alten Jahres die Einwohner von Alma-Ata. Ein heftiges Gewitter entlud sich, jahreszeitlich völlig unplanmäßig, über der kasachischen Hauptstadt. Es war das erste winterliche Naturereignis dieser Art seit Beginn der regelmäßigen Wetterbeobachtungen in dieser Region, kommentierten die Meteorologen.

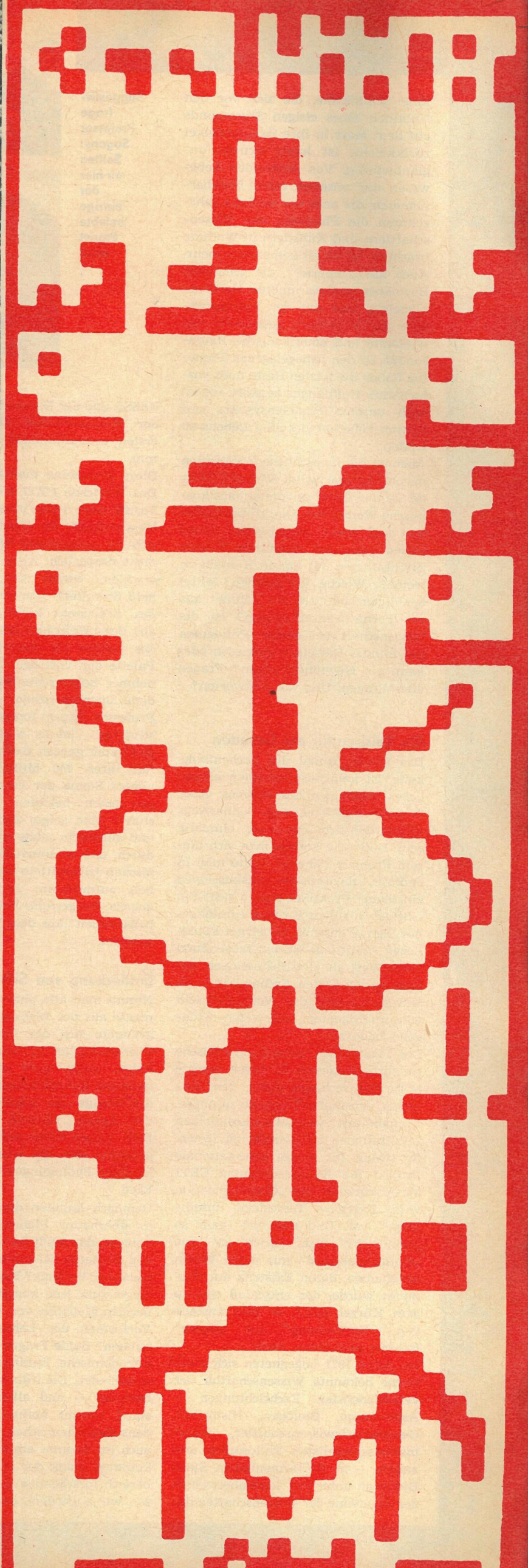
LASER KORRIGIERT

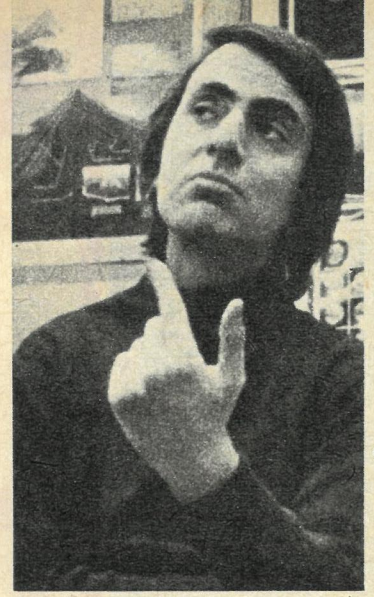
Erbveränderungen an der Form der Baumwolle, und zwar in der vom Menschen erwünschten Richtung, haben tadshikische Genetiker erzielt. Die „Korrektur" wurde durch Laser- und Röntgenbestrahlung der Samen erreicht, Bereits 40 000 Mutanten, d. h. Pflanzen mit veränderten Erbmerkmalen, gedeihen nun auf den Versuchsplantagen.

Schweigen unsere kosmischen Nach

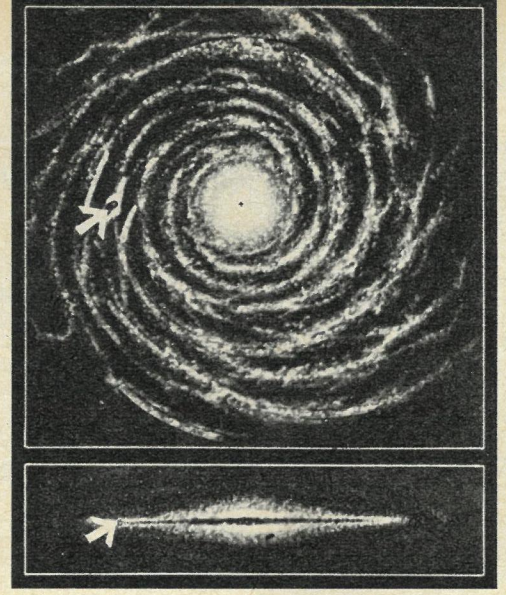
barn?

An Wesen anderer Sterne sendet das Radioteleskop von Arecibo Funksignale ins All.
Doch der ins Bild umgesetzte Funkspruch (rechts) blieb bisher ohne Antwort.
Gibt es niemanden, der antworten könnte?
Unser Autor Dr. Dieter B. Herrmann sprach mit dem weltbekannten sowjetischen Astrophysiker und Radioastronomen Professor Jossif Schklowski über seine neuen Hypothesen.





Suggestivfrage Professor Sagans: Sollten wir hier der einzige belebte Planet sein?



Am Rande der spiralförmigen Galaxis (siehe Pfeil) befindet sich unser Sonnensystem: 30 000 Lichtjahre vom Zentrum der Milchstraße entfernt. (Oben eine Draufsicht, unten eine Seitenansicht)

Die Revision Professor Schklowskis: Keine Lebewesen in unserer kosmischen Umgebung!

Eine Schildkröte, die sich vor den Unbilden eines eisigen Sturmwinds auf dem Mars in ihre Schlupfwinkel zurückzieht, ist heute extrem unglaubwürdig. Von denkenden Lebewesen auf unserem roten Nachbarplaneten, die noch vor wenigen Jahrzehnten die Phantasie von Wissenschaftlern und Künstlern in Wallung brachten, ist längst keine Rede mehr. Auch die „Venusier", die gedachten Bewohner unseres inneren Nachbarplaneten, sind aus der Fahndungsliste der Forschung gestrichen. Sowjetische und amerikanische Raumsonden zu den nahegelegenen Planeten haben die letzten Reste noch vorhandener Hoffnungen zerstört, innerhalb unseres Planetensystems auf Spuren höherentwickelten Lebens zu treffen.

Aber ist die menschliche Zivilisation darum einzigartig im Weltall? Oder ist sie nur durch unvorstellbare kosmische Weiten von ähnlich beschaffenen und sozial organisierten Lebewesen getrennt? Versuchen fremde Zivilisationen mit uns in Kontakt zu treten? Welche technischen Mittel benötigen wir, um die „Rufe" aus der Ferne wahrzunehmen? Ist die Wissenschaft bei diesen Problemen auf blindes Rätseln angewiesen oder kann sie Gewißheit geben? Fragen über Fragen. Und die Antworten?

Ein Zeichen für die Fremden

Das Leben, zumal das hochentwikkelte, ist kein ausgesprochen alltägliches Phänomen des Kosmos. Aber deshalb mußte es noch keineswegs außerordentlich rar oder einmalig sein. Doch wie konnte man sich diesem Problem nähern? Sollte man in endlose theoretische Diskussionen eintreten? Praktiker sagten sich: Ein einziges aus dem Kosmos empfangenes Signal, das mit Sicherheit künstlichen Ursprungs ist, hat tausendmal mehr Wert als alle Diskussionen von noch so gescheiten Fachexperten. Es würde nämlich das Vorhandensein von intelligenten Lebewesen schlagend beweisen.

Der bekannte tschechoslowakische Gelehrte Professor R. Pešek machte Mitte der sechziger Jahre den Vorschlag, ernsthafte Versuche zu unternehmen, mit eventuellen kosmischen Zivilisationen in Kontakt zu treten. Er schlug für dieses internationale Projekt die Kurzbezeichnung CETI als Abkürzung von „Communication with Extra – Terrestrial Intelligence" vor. Und wer nicht ganz so optimistisch war, gleich an eine „Kommunikation" mit jenen Wesen zu glauben, deren Existenz nur vermutet wurde, der entschloß sich zu dem Kürzel SETI, in dem anstelle von „Verbindung" die „Suche" (search) nach ihnen steht.

Im Jahre 1971 begegneten sich zahlreiche bekannte Wissenschaftler der verschiedensten Fachrichtungen – Astronomen, Biologen, Historiker, Gesellschaftswissenschaftler, Informationsspezialisten, Philosophen und andere – in der armenischen Stadt Bjurakan unter der Schirmherrschaft der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und der Nationalen Akademie der Wissenschaften der USA zur ersten internationalen CETI-Konferenz.

Diese Konferenz machte Geschichte. Das Wörtchen CETI wurde zum Inbegriff einer neuen interdisziplinären Wissenschaft. In Bjurakan zeigten sich die anwesenden Wissenschaftler nicht zimperlich: Alles, was denkbar erschien, wurde vorgetragen und heiß diskutiert. Von der Möglichkeit des Erkennens künstlicher Signale aus dem Weltraum bis zur Biologie des Lebens im Weltall reichte die Palette der Vorträge. Und alle Teilnehmer beherrschte damals die von dem amerikanischen „Exobiologen" Professor Sagan formulierte Suggestivfrage: „Ist es wirklich möglich, daß in der ganzen großen Milchstraße mit ihren 250 Milliarden Sternen unsere Sonne der einzige Stern ist, der einen belebten Planeten besitzt?" Man zeigte sich optimistisch, und allgemein setzte sich die Ansicht durch, daß es sinnvoll ist, mit technischen Hilfsmitteln auf die Menschheit aufmerksam zu machen und ebenso die gezielte Suche nach „Lebenszeichen" aus dem Weltall aufzunehmen.

Entdeckung von Silberstreifen

Nimmt man alle phantastischen Elemente aus der Diskussion heraus, so gründete sich der Optimismus der Wissenschaftler auf folgende Thesen: Leben sollte auch im Universum chemisch ähnlich konstruiert sein wie das einzige uns bekannte Exemplar von Leben, nämlich das irdische. Und: Leben sollte auf Planeten angesiedelt sein, die seiner Entfaltung ähnliche Bedingungen bieten wie die Erde.

Demnach lauteten die Fragen: Gibt es überhaupt Planeten bei fernen Sonnen, das heißt ist die Entstehung von Planeten bei einem Fixstern ein normaler Vorgang? Kommen auch im Universum jene komplizierten organischen Moleküle vor, die wir als die Vorformen des Lebens ansprechen müssen? Beide Fragen wurden durch astronomische Entdeckungen positiv entschieden. Die irdischen Lebewesen bestehen – und allein dieser Umstand stimmt hoffnungsvoll – aus denselben chemischen Elementen, die auch im Kosmos am häufigsten vorkommen. Dank der im Radiowellenbereich forschenden Astronomie wissen wir außerdem, daß komplizierte organische Moleküle, die als Keimformen des Lebens in Frage kommen, selbst unter den unwirtlichen Bedingungen im Raum zwischen den Sternen vorhanden sind. 1962 entdeckten Radioastronomen das Vorkommen von interstellarem Ammoniak. Inzwischen hat sich das Arsenal der bekannten organischen Moleküle in den Tiefen des Kosmos erheblich vergrößert. Sogar Ameisensäure, Formaldimin und andere hochkompliziert gebaute organische Substanzen lassen sich im Weltall finden. Es scheint demnach eine Vorzugsrichtung der Entwicklung chemischer Substanzen zu geben, die auf die Herausbildung von Leben führt, wenn die entsprechenden Bedingungen dafür gegeben sind.

Zwar wissen wir bis heute nicht mit genügender Sicherheit, wie unser Planetensystem entstanden ist, jedoch sprechen einige Gründe dafür, daß auch bei anderen Sonnen Planetensysteme vorkommen. Man hat sogar einige Kandidaten unter den Sternen entdeckt, die von den Astronomen mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt und als „planetenverdächtig" angesehen werden. Zu den bekanntesten dieser Objekte zählt der sogenannte Barnardsche Stern. Er bewegt sich unter den anderen Sonnen sehr rasch weiter, führt dabei jedoch eine merkwürdige Schlangenbewegung aus. Solche „Taumelbewegungen" sind zu erwarten, wenn man annimmt, daß der Stern von Planeten umgeben ist, die ihn in seiner Raumbewegung stören. Die jahrzehntelangen Beobachtungen dieses Sterns führten zu der Annahme, daß dort mindestens zwei Planeten mit Massen in der Größenordnung der Jupitermasse vorhanden sind. Auch andere Entdeckungen deuten darauf hin, daß Planetensysteme sehr häufig vorkommen. Vor allem diese Hinweise bedeuteten für die CETI-Anhänger einen Silberstreif am Horizont.

Hallo, Nachbarn

Die Ära gezielter Suche und Rufe begann. Die USA starteten 1972 ihre interplanetare Sonde Pioneer 10, die als erstes Raumfahrzeug unsere engere kosmische Heimat, das Planetensystem, verlassen wird. An Bord befindet sich auch eine vergoldete „Ansichtskarte", auf der verschiedene Informationen untergebracht sind, mit denen sich die Absender als Angehörige einer kosmischen Zivilisation kennzeichnen. Seit einigen Jahren hat auch das riesige Radioteleskop von Arecibo auf der Insel Puerto Rico mit seinem Durchmesser von 305 Metern mit der Abstrahlung von Funksignalen begonnen. Die in Abständen von drei Minuten ausgesendete Botschaft ist auf den Kugelsternhaufen M 13 gerichtet, der aus einigen hunderttausend Sonnen besteht. Man hofft, daß einige von ihnen Planeten mit hochentwickelten Zivilisationen beherbergen, die das Zeug haben, die Botschaft zu empfangen und zu entschlüsseln.

Weitere Radioteleskope wurden für CETI eingespannt, finanziert von der Sowjetunion, den USA und Kanada. Sie „horchen" den Himmel ab. Das Horch-Projekt „OSZMA II" basiert auf der Annahme, daß andere Zivilisationen dasselbe tun wie wir, nämlich Signale ins All senden, um entdeckt zu werden. Der Direktor des Arecibo-Teleskops, Dr. Frank Drake, selbst ein arrivierter CETI-Enthusiast, ist überzeugt, daß ständig Signale von kosmischen Zivilisationen bei uns eintreffen, die wir nur noch nicht zu empfangen verstünden. Die Radioastronomie müsse deshalb speziell auf die entsprechende Problematik hin weiterentwickelt werden.

Von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR wurde ein großangelegtes Forschungsprogramm entwikkelt, das vorsieht, in den nächsten 15 Jahren alle Fixsterne innerhalb einer Raumkugel von 200 Lichtjahren Durchmesser auf zivilisatorische Signale abzusuchen. Das größte Ra-

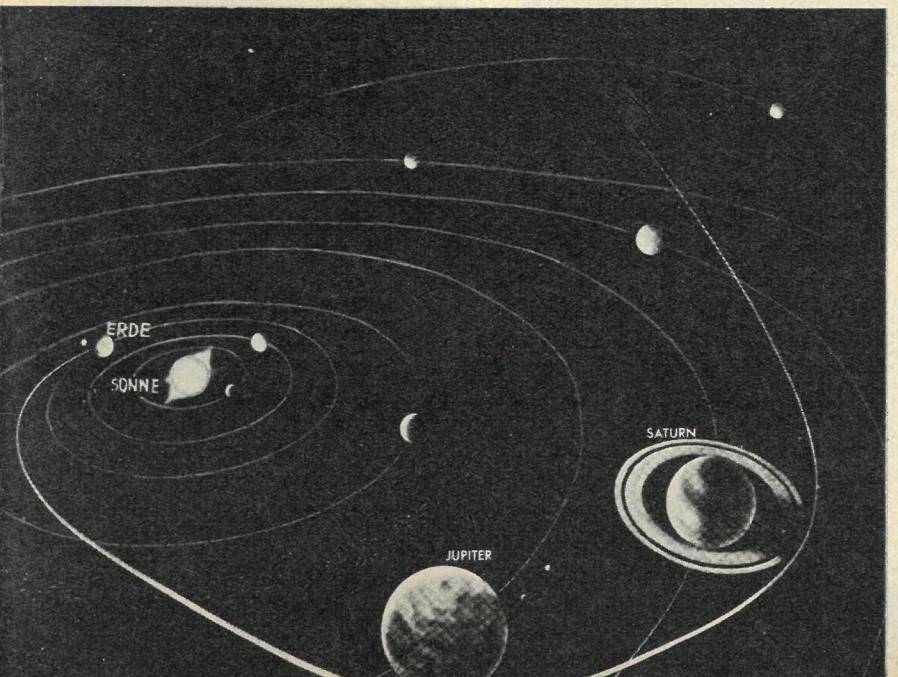
Auf der Suche nach fremden Zivilisationen: Der Riesenplanet Jupiter veränderte die Bahn der Planetensonde Pioneer 11 durch seine enorme Schwerkraft so stark, daß der Kurs nun in einem weiten Bogen über die Bahnen der inneren Planeten und der Sonne hinweg zum Saturn führt.

dioteleskop der Welt, der 600-m-Spiegel RATAN im Kaukasus, soll hierzu herangezogen werden. Und als die USA kürzlich ihre aus dem Planetensystem hinausführende Raumsonde Voyager 1 starteten, trug diese ein Tondokument an Bord, dessen Text die Vertreter von 14 Staaten des „UN-Ausschusses für die friedliche Nutzung des äußeren Weltraums" ausgearbeitet hatten. Der Text — gesprochen von UN-Generalsekretär Kurt Waldheim — enthält die Versicherung: „... Wir suchen nur Frieden und Freundschaft. Wir wollen lehren, wenn wir darum gebeten werden, und lernen, wenn wir Glück haben."
Was haben diese Versuche uns bisher an neuen Erkenntnissen gebracht? Nichts. Aber kann man denn überhaupt erwarten, schon nach so kurzer Zeit und mit eventuell noch recht untauglichen Hilfsmitteln beeindruckende Erfolge zu erzielen?

Ein Professor revidiert sich

Zu den namhaftesten sowjetischen CETI-Experten zählt Professor Jossif Schklowski aus Moskau, Leiter der Abteilung Astrophysik und Radioastronomie des Instituts für Kosmosforschung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Er ist in den letzten Jahren des öfteren mit aufsehenerregenden Ideen, die keineswegs immer unwidersprochen blieben, hervorgetreten. Auf dem jüngst beendeten Kongreß der Internationalen Astronautischen Föderation in Prag versammelten sich auch die CETI-Experten wieder zu ihren Erörterungen. Professor Schklowski hielt einen kurzen, aber vielbeachteten Vortrag, der in Kurzfassung ANTI-CETI heißen könnte. Er teilt den Optimismus seiner Kollegen, den Optimismus der Bjurakaner Konferenz von 1971 nicht mehr. Welches sind seine wesentlichsten Argumente gegen die Existenz von vernunftbegabten, hoch entwickelten und technisierten Lebewesen in der weiteren kosmischen Umgebung des Menschen? Ich hatte Gelegenheit, mit dem sowjetischen Wissenschaftler ins Gespräch zu kommen.

Schklowski zieht eine allgemeine logisch-philosophische Analyse der uns bisher zur Verfügung stehenden Kenntnisse dem pragmatischen Vorgehen verschiedener seiner Kollegen vor. Er stellt fest, daß die Beantwortung der Frage nach dem Vorhandensein von Zivilisationen in unserem Sternsystem und den nahegelegenen Galaxien sehr eng mit der Frage der Entwicklung von Zivilisationen überhaupt zusammenhängt. Bekanntlich hatte schon Konstantin Ziolkowski, der Vater der Raumfahrt, die Ansicht vertreten, daß der Mensch über die Grenzen seines Heimatsternes hinausdringen und den kosmischen Raum erobern würde. Schklowski geht von der Annahme aus, ein großer Teil von möglicherweise vorkommenden Zivilisationen sei durch eine Tendenz zur unbegrenzten Expansion, das heißt zum exponentiellen Wachstum aller Kennziffern, charakterisiert. Für die Menschheit werde bereits jetzt klar, daß eine exponentielle Weiterentwicklung der Produktivkräfte, zum Beispiel eine extensive Ausschöpfung der Naturressourcen und die Zerstörung der Umwelt, unseren Planeten zwangsläufig über kurz oder lang unbewohnbar machen kann. Dies zu verhindern, ist nur möglich, wenn auf der ganzen Erde die kommunistische Gesellschaft errichtet ist. „Um den Kosmos wirksam erschließen zu können", sagt Schklowski, „muß man im eigenen Hause Ordnung schaffen." Doch ist eine rein qualitative Entwicklung irgendeiner Zivilisation, insbesondere der irdischen, ohne quantitatives Wachstum möglich? fragt der sowjetische Astrophysiker mit dem Blick auf die ferneren Entwicklungsperspektiven der Menschheit. Und er geht davon aus, daß sie nach dem Aufbau des Kommunismus eine exponentielle Entwicklung fortsetzt, die Ressourcen des Planetensystems heranzieht, zu einem erheblichen Teil die Erde verläßt und bei der Umgestaltung des Planetensystems die exponentielle Entwicklung weiterführt (siehe auch unseren Beitrag Heft 37/1977). Dieses Ausweichen in den Kosmos führt zur Entwicklung einer Zivilisation des sogenannten Typs II, wie sie der russische Wissenschaftler N. S. Kardaschew schon im Jahre 1905 weit vorausblickend genannt hatte. Schklowski schätzt ab, daß die Entwicklung der technischen Basis für das Leben von etwa 10 Milliarden Menschen außerhalb des irdischen Raumes etwa 250 bis maximal 2500 Jahre in Anspruch nehmen könnte. Die Entwicklung einer solchen Zivilisation vom Typ II steht nun aber nach einer bestimmten Zeit wieder vor demselben Problem, wie es sich gegenwärtig für die Erdbevölkerung abzuzeichnen beginnt, nämlich die Begrenztheit der Ressourcen seines endlichen (Planeten-)Systems bei exponentiellem Wachstum der Parameter seiner Entwicklung. Dieser Widerspruch könne aber durch das Vordringen der Zivilisation in die unermeßlichen Räume der Galaxis überwunden werden, die einen gewaltigen Vorrat an materiellen Ressourcen, wie Energie und Rohstoffen, biete. Planmäßig könne sich demnach der menschliche Verstand wie eine „starke explosionsartige Welle" in den Raum ausbreiten. Schklowski ist so kühn, hierfür den vergleichsweise kurzen Zeitraum von einigen Millionen Jahren anzunehmen — kurz im Vergleich zur bisherigen Evolution der Zivilisation auf der Erde und geradezu extrem kurz im Verhältnis zu den Zeiträumen, die das Leben eines Sternsystems charakterisieren. Der Mensch wäre dann Beherrscher und Nutznießer des Sternsystems in einer Zivilisation des Typs III. Schließlich — so unaufhaltbar ist der Schöpfer- und Forschergeist des Menschen, meint Schklowski — folgt der Eroberung des Sternsystems die planmäßige Aneignung und Umgestaltung der Metagalaxis.



Wo bleiben die kosmischen „Wunder"?

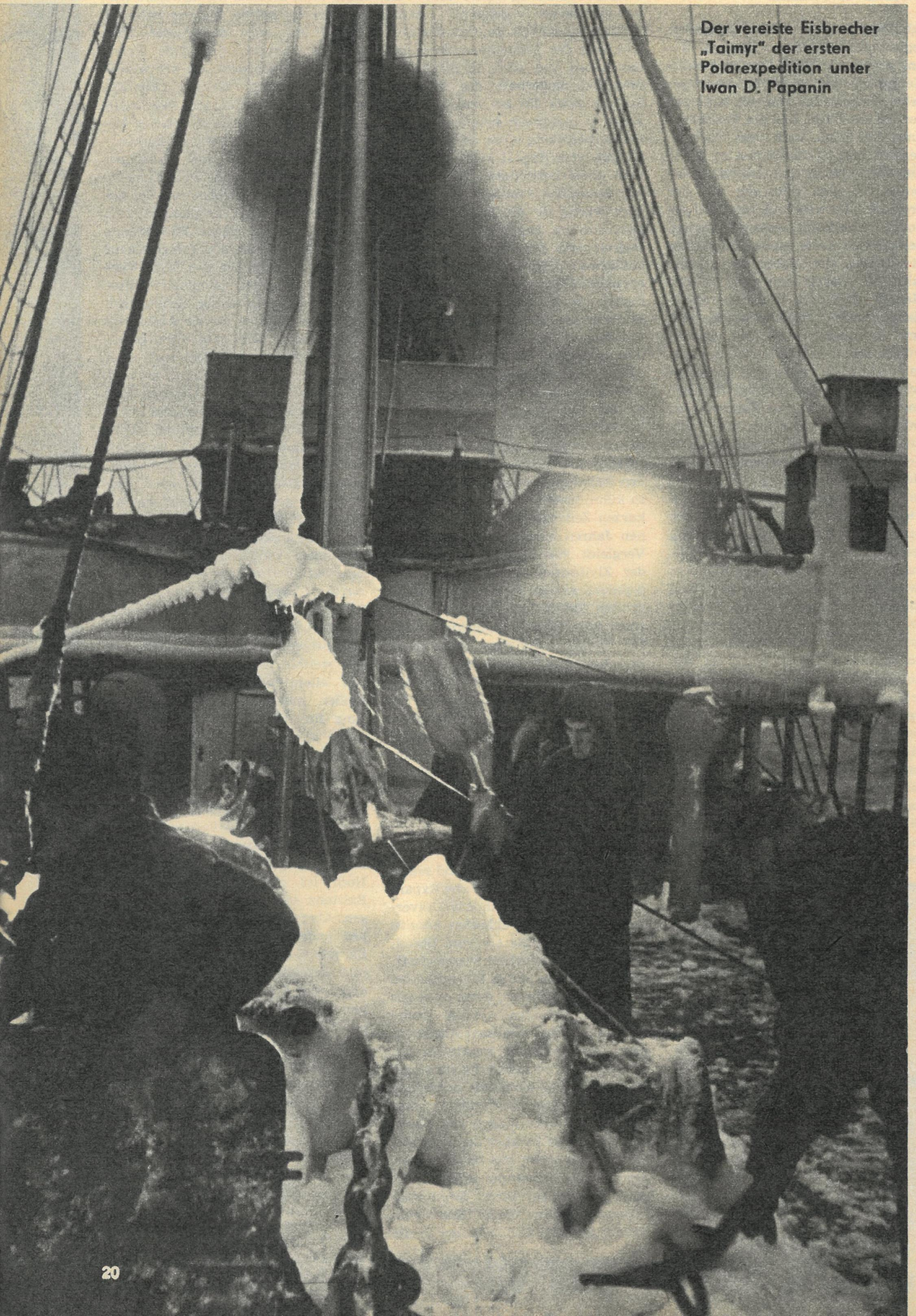
Natürlich kann heute niemand sagen, wie eine derartige gigantische Expansion der Menschheit in das Universum im einzelnen ablaufen könnte. Ganz gewiß müßte sie vom Standpunkt unserer heutigen wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten für unwahrscheinlich, wenn nicht gar unmöglich gehalten werden. Andererseits ist dies noch kein Argument gegen sie, denn wir beurteilen das Realisierbare zwangsläufig stets vom Blickpunkt des historisch gegebenen Standes unserer Kenntnisse unter Einschluß jeweils akzeptierter Denkweisen. Beides ist aber der Entwicklung unterworfen, die im einzelnen über längere Zeiträume nicht vorhergesehen werden kann. Schklowski benutzt nun seine Vorstellungen vom Vordringen der Zivilisationen in die Tiefen des Universums zu einem verblüffenden Schluß: Wird wenigstens ein Teil der entstandenen kosmischen Zivilisationen zu einem für den Kosmos wesentlichen Phänomen, so könnte eine solche „Umgestaltung" des Weltalls von uns nicht unbemerkt bleiben. Wir müßten vielmehr zahlreiche Zeugnisse dieser immensen Tätigkeit bemerken, die sich auf natürliche Weise nicht erklären ließen, die uns als ein „kosmisches Wunder" erscheinen. Da wir nun aber noch niemals irgendwelche Anzeichen für solche Wunder entdeckt haben und auch die Thesen über frühere Besuche der Erde durch Lebewesen aus dem All als widerlegt betrachtet werden können, spricht alles dafür, daß weder in unserer Galaxis noch in den uns benachbarten Galaxien solche hochentwickelten Zivilisationen bestehen. Alle bisher beobachteten „Wunder" — ob es nun die Supernovae oder die Pulsare waren — entpuppten sich letztlich als natürliche Phänomene. „Natürlich sind diese Argumente kein strenger Beweis für das Nicht-Vorhandensein von ‚Superzivilisationen'", meint Professor Schklowski. „Letztere könnten für die Aufnahme interstellarer Kontakte auch geringere Kapazitäten in Anspruch nehmen oder sich überhaupt anderer Strategien bedienen." Aber, so fügt der Wissenschaftler hinzu, die Pragmatiker-Enthusiasten sollten Vorsicht walten lassen, ohne deswegen die begonnenen Such- und Forschungsarbeiten zu unterlassen. Andererseits gesteht Schklowski zu, daß es möglicherweise überhaupt unzulässig sei, unsere gegenwärtigen Vorstellungen von Zivilisationen, Wissenschaft, Technologie auf so komplizierte Phänomene, wie sie eine Super-Zivilisation darstellen müßte, zu übertragen.
Im übrigen würde die Tatsache, daß wir weithin, wenn auch nicht absolut, allein im Weltall sind, von großer moralisch-ethischer Bedeutung für die Menschheit sein. Dadurch wüchse der Wert der Errungenschaften der menschlichen Gesellschaft unermeßlich und mit ihm die Verantwortung des Menschen für die Erhaltung dieser Werte.
Wir wissen über die Verbreitung des Lebens im Universum also nicht mehr als vor einigen Jahren auch. Noch ist es nicht gelungen, die Existenz solchen Lebens zu beweisen. Aber auch niemand hat sie bisher widerlegt. Die Meinungen der Experten gehen weit auseinander, und deshalb ist es ganz natürlich, daß Jossif Schklowski selbst bei seinen sowjetischen Kollegen auf heftigen Widerspruch gestoßen ist. Aber schon die Diskussionen um dieses uralte und dabei immer mehr an Interesse gewinnende Problem ist von großem Wert für die grundlegende Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur, nach seinen schöpferischen Fähigkeiten und dem Einsatz dieser Fähigkeiten für ein glückliches Leben aller Menschen — vorerst mit Sicherheit auf der Erde!

Fotos: FW-Archiv, Dr. Herrmann

JAKOW CHALIP

Fotos aus

Ein halbes Jahrhundert lang beobachtete der sowjetische Bildreporter Menschen seines Landes. Eine halbe Woche lang erzählte Jakow Chalip Episoden zu seinen Fotos . . .



Der vereiste Eisbrecher „Taimyr" der ersten Polarexpedition unter Iwan D. Papanin

Leningrad, Juli 1935: Dmitri Schostakowitsch mit der kleinen Dirigentin Margarita Chaifiz (und deren Großmutter) nach einem gemeinsamen Konzert

. . . Dieter Heimlich zeichnete einige dieser Geschichten auf, Geschichten aus einem Leben und aus der Geschichte eines Landes. FW beginnt im nächsten Heft mit der Veröffentlichung.

Iwan D. Papanin, aufgenommen am Nordpol, 19. 2. 1938

einem Leben

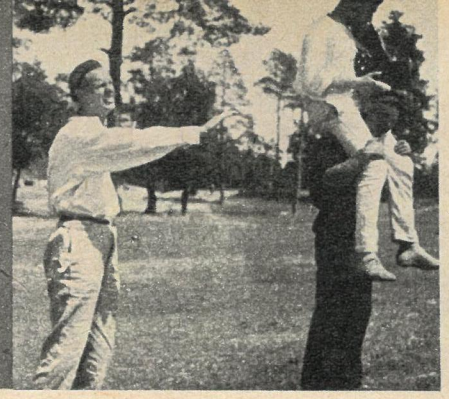
1924 nahm Jakow Chalip das erste Foto seines Lebens auf: die Beisetzung Lenins. Während der Teilnahme an der ersten sowjetischen Polarexpedition war er bereits ein bekannter Chronist seiner Zeit, der bedeutende Persönlichkeiten seines Landes porträtiert hatte, der die politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen der dreißiger Jahre in den wichtigsten Augenblicken auf dem Kleinbildfilm festhielt. Aus den Händen Kalinins nahm er am 27. März 1938 seine erste Auszeichnung entgegen, das „Ehrenzeichen", für die Darstellung der Papanin-Expedition.

Luftschiff „UdSSR W–6" über Moskau, 1936

Sergej Obraszow, Jahrgang 1901, fotografiert 1935

FOTOS AUS EINEM LEBEN

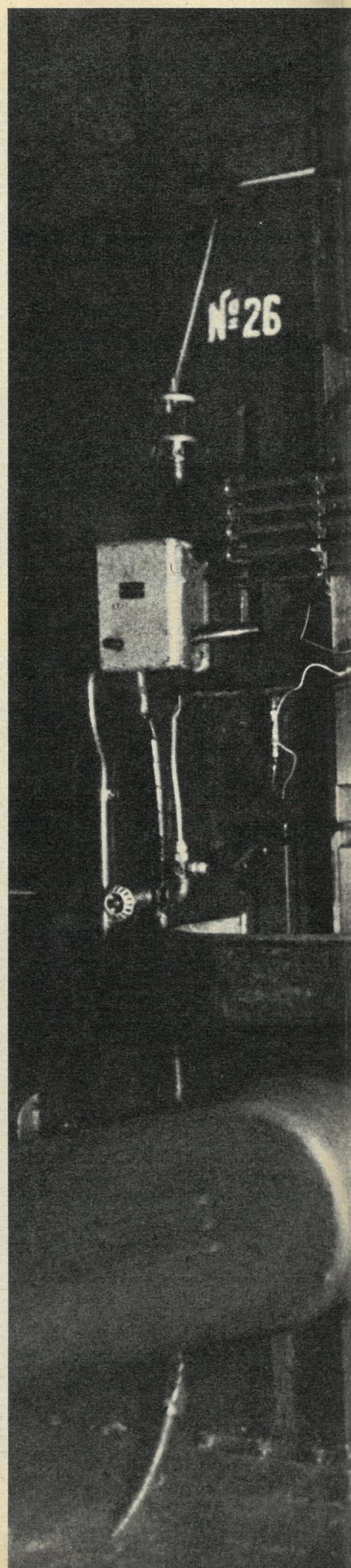
Jakow



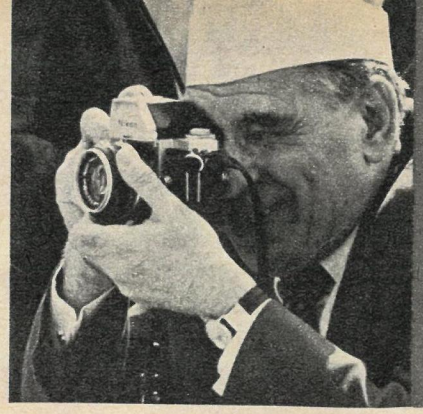
Filmfotograf 1927

Auszeichnung 1938

Einschlag vor dem Graben, Kaukasus 1942

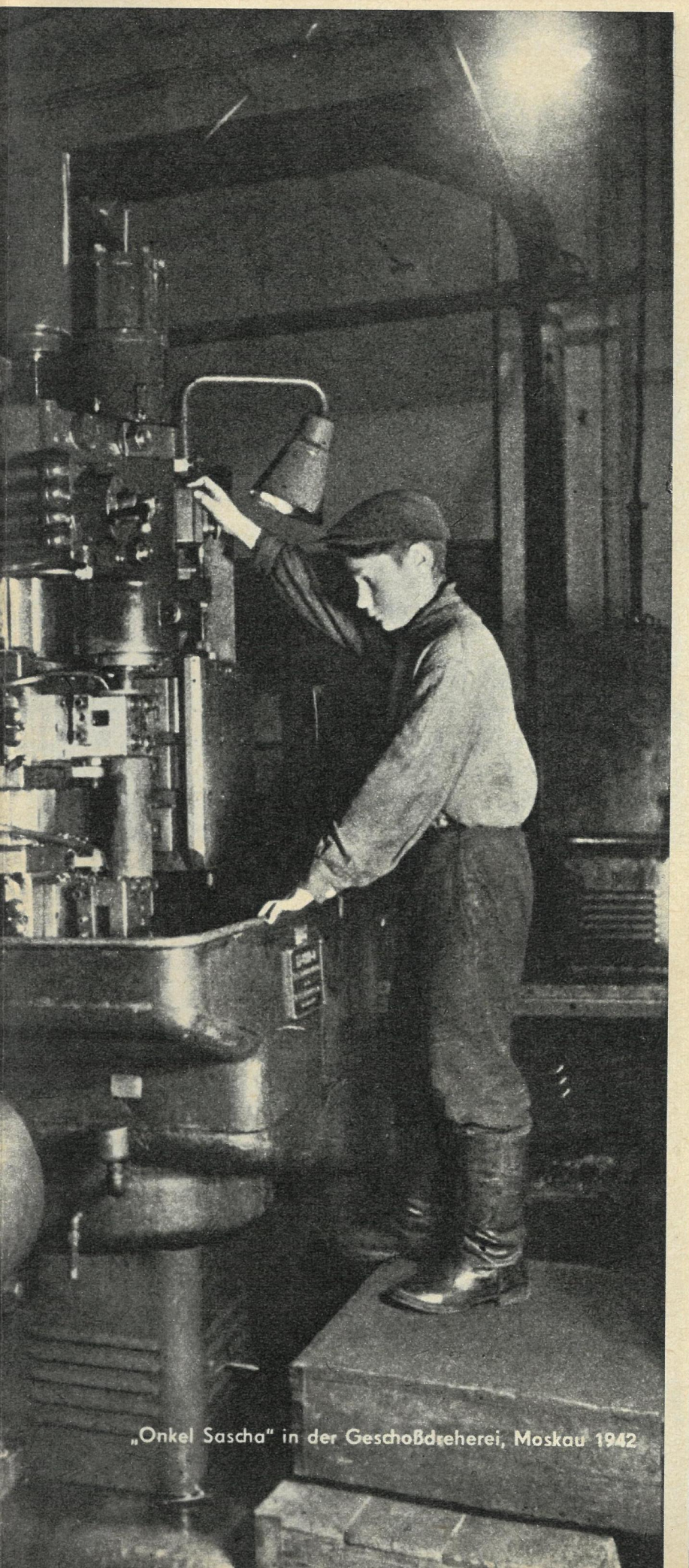


Kriegsreporter 1943



Bildchronist 1975

Chalip



„Onkel Sascha" in der Geschoßdreherei, Moskau 1942

Kampfpause Orjol/Kursk, August 1943 (rechts: K. Simonow)

Der Zufall führte Jakow Chalip als Frontreporter an die Seite Konstantin Simonows, der dem „Hauptmann mit der Kamera" in seinen „Kriegstagebüchern" ein literarisches Denkmal setzte. Chalip fotografierte nicht nur unter waghalsigen Bedingungen soldatische Erfolge, sondern auch das Elend des Krieges: den vierzehnjährigen „Onkel Sascha" im Moskauer Munitionsbetrieb oder die Mutter Salogin mit ihren sechs Kindern, die den Vater verloren haben, bei ihrer Rückkehr aus faschistischer Gefangenschaft in das Heimatdorf Sacharkino im Kursker Gebiet. Eine Verwundung setzte Chalips Frontreporter-Arbeit ein Ende.

Rückkehr der Familie Salogin, August 1943

Momentaufnahmen, aneinandergereiht, ergeben Momente und Ablauf aus einem halben Jahrhundert Geschichte

Fotos aus

Rettung vor dem Hochwasser, Rostow 1961

IL 18 in der Sahara, Oase Uargla, 1969

Aufbau der Lomonossow-Universität, Moskau 1950

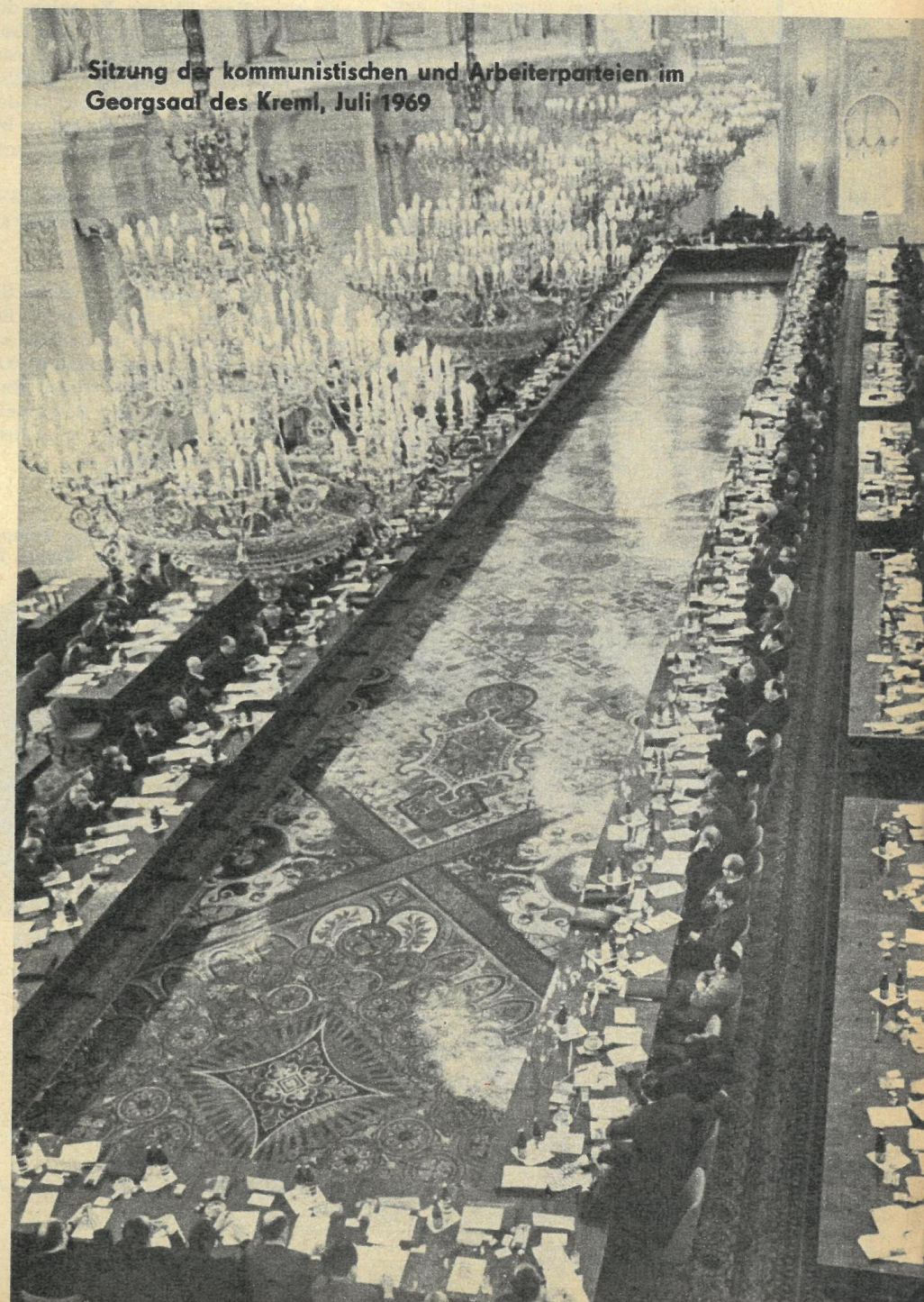
Künstlerische Meisterschaft und Sinn für das Wesentliche ließen Jakow Chalip zu einem der Großen seines Fachs werden. Trotz schwerer Krankheit arbeitet der heute Neunundsechzigjährige noch gelegentlich für die Redaktion der Zeitschrift „Sowjetunion", für die er Indien und Korea, Afghanistan und

JAKOW CHALIP

einem Leben

Marokko, Schweden und England bereiste. Er fotografierte Ho Chi Minh und Gorki, Stalin und Pawlow, Michail Kalinin und Leonid Breshnew.
Einige Begebenheiten aus seinem Leben, die zugleich Geschichten aus der Geschichte seines Landes sind, veröffentlichen wir ab Heft 2/1978.

Gina Lollobrigida umarmt Juri Gagarin, 1961



Sitzung der kommunistischen und Arbeiterparteien im Georgsaal des Kreml, Juli 1969

Irina Rodnina, erfolgreichste Paarläuferin der Eiskunstlauf-Geschichte, zweimal

Ja, das Temperament...

Übergang in eine andere Welt

Es mußte etwas geschehen, wir kamen nicht mehr mit Shuk zurecht. Ich wandte mich an meine erwachsene Freundin. Ihr vertraute ich in allem. Sie war mit auf dem Eis, kannte die damalige Lage sehr gut. Diese Freundin ist unsere Choreographin Tatjana Alexandrowna Saz. Sie ist für mich der Mensch, bei dem ich mich aussprechen kann. Auf mich übte sie einen großen Einfluß aus — schöpferisch und menschlich. Ich glaubte und glaube ihrer riesigen Erfahrung und ihrem unfehlbaren Geschmack. Wenn Tatjana eine Musik akzeptierte, die wir ausgewählt hatten, dann konnte man nach dieser Musik auf dem Eis auch leicht laufen. Wenn sie aber ihre Zweifel hegte, sagte sie, ohne einfach abzulehnen: „Ich bin nicht sehr überzeugt, aber man kann es ja probieren ...“

Ihre Argumente sind begründet und überzeugend. Tatjana ist, ungeachtet ihres Alters, in der Seele und in ihren Ansichten jung geblieben, ihre künstlerischen Prinzipien verraten Frische, den Hang zum Neuen, den Wunsch, etwas zu riskieren. Sie weiß genau, was sie will. Manchesmal haben kleine Striche, die sie einer fertigen Komposition hinzugefügt hat — eine Geste, eine Kopfhaltung — dem Ganzen erst Geschlossenheit und Tiefe verliehen.

Wir setzten uns mit Tatjana zusammen, berieten und beschlossen: Diese ganze Sache muß ehrlich geregelt werden. Der beste Ausweg — das verworrene Knäuel zu zerhauen.

Und wenn wir uns einen Trainer wünschen dürfen, dann Frau Tarassowa. Zu diesem Schluß waren Sascha und ich schon ein Jahr vor dem letzten Schritt gekommen. Mit dem Verstand hatte ich schon entschieden, nur — die Seele konnte lange Zeit nicht ...

Das war wie der Übergang in eine andere Welt.

Den Startschuß für den letzten Schritt gab uns General Miroschnik, ein ehemaliger Flieger. Er nahm damals gerade seine Arbeit in der Leitung des Sportkomitees beim Verteidigungsministerium der UdSSR auf. Er kannte sich bestens in den Menschen aus. Er begriff, daß es bei uns nicht gut stand, rief Sascha und mich zu sich:

„Wir müssen etwas beschließen. Wer könnte Ihrer Meinung nach Ihr Trainer werden?“

„Frau Tarassowa.“

„Ich kenne sie nicht. Doch wenn Sie überzeugt sind, dann handeln Sie wie ein Flieger. Der Pilot hat in der Luft keine Zeit, lange hin und her zu überlegen. Er faßt einen Entschluß, und wie auf der Erde stellt sich auf alle Fälle heraus, ob er richtig oder falsch gehandelt hat.“

Wir trennten uns von Shuk.

Zum neunten Mal ganz oben: Irina Rodnina/Alexander Saizew bei der Europameister-Ehrung in Helsinki 1977. Silber gab's für Worobjowa/Wlassow, Bronze für Tscherkassowa/Schachrai (alle UdSSR).

Dann trafen wir uns in der Wohnung von Tanja Tarassowas Vater. Wir sagten, daß wir gern bei ihr trainieren würden und daß sie uns anschauen möge. Wir erläuterten unser Programm. Sie war schrecklich aufgeregt, antwortete uns aufrichtig, daß sie sehr glücklich sei, sich aber auch fürchte, dennoch gern mit uns zusammenarbeiten würde.

Am Abend gingen wir zu ihr auf die Eisbahn.

Als ich die Schlittschuhe aus der Garderobe des ZSKA nahm, hatte ich so ein Gefühl, als ginge ich von zu Hause weg ...

Ein Jahr danach, als der Zeitpunkt meiner Hochzeit mit Sascha feststand, wollte ich die Einladung für Stanislaw Shuk nur in den Briefkasten stecken. Mama sagte aber, daß sich das wohl nicht gehöre, ich müsse ihn persönlich einladen. Ich fuhr mit dem Lift hinauf zu seiner Wohnung, drückte den Klingelknopf an seiner Tür. Lange öffnete niemand, und ich hatte schon den Lift wieder nach oben gerufen, als sich die Tür doch noch öffnete. Auf der Schwelle stand Stanislaw Shuk:

„Irischenka ... Komm rein! Wie geht es dir dort?“

Von den ersten Olympischen Spielen, an denen ich teilnahm, war in mir ein ärgerliches Gefühl zurückgeblieben. Ich hatte — obschon wir gewannen— nicht die Freude des olympischen Sieges verspürt, diesen Becher nicht bis zur Neige ausgetrunken, sondern nur daran genippt — im letzten Moment. Zu meinen zweiten Olympischen Spielen fuhr ich bewußter als vier Jahre zuvor und — wie mir scheint — klüger. Ich verkroch mich nicht mehr hinter dem breiten und festen Rücken des Trainers, diesmal schritt ich aufrecht an der Seite meiner Trainerin. 1976 in Innsbruck vermochte ich mich selbst zu steuern. Das zu erkennen, bereitete mir Freude. Vielleicht bin ich dennoch nicht so gut gelaufen, wie viele das erwartet hatten, wie ich es selbst gern gesehen hätte, möglich — aber ich habe mich auf meine Aufgabe so einstimmen können, wie es nötig war — und damit war ich zufrieden.

Vorher, bei Wettkämpfen in Moskau, in Riga, zur Europameisterschaft, war Sascha mir eine Stütze. ich aber — ein klein wenig schwächer als er. In Innsbruck nahm ich das Steuer wieder in meine Hände. Es dreht sich dabei nicht darum, wer welches Element verpatzt hat oder nicht. Ich spreche auch nicht über den Lauf selbst, sondern über das Training und die Einlaufzeiten, und ich spürte, daß ich wieder die Führende geworden war.

In den ersten Jahren unserer gemeinsamen Arbeit machte Sascha viel größere Fortschritte als ich. Und so begann er mich zu überholen, sich als Partner in den Vordergrund zu rücken. Einerseits war mir das angenehm, steckte doch in seinen Fortschritten auch ein Stück meiner eigenen Arbeit.

Andererseits — ich habe bereits gesagt, daß meiner Meinung nach der Paarlauf ein immerwährender Wettstreit der Charaktere und des Willens ist. In Innsbruck entdeckte ich, daß Sascha mich doch noch nicht überholt hatte, mir noch nicht über den Kopf gewachsen war.

Diese zweite olympische Goldmedaille wiegt für mich schwerer als die erste, ich bin ihr bewußt entgegengegangen. Nicht gerutscht, sondern geschritten. Ich war erwachsen geworden ...

Sascha will Bäume ausreißen

Ich blicke zurück auf Innsbruck 1976. Beim Einlaufen vor der Pflichtkür trainierte ich einige Figuren, ich schaue zu Sascha und sehe plötzlich, daß er „nicht richtig auf den Beinen“ ist. Selbst fühle ich nach jedem Element Müdigkeit, wie sie wohl ein alter Mensch empfindet, wenn er eine Treppe hinaufgestiegen ist.

Ich gehe vom Eis und schimpfe mit mir selbst, schäme mich: „Von einer einzigen Figur ins Schwitzen zu geraten?“ Übrigens — normalerweise kommen Hebefigur und Sprung bei uns sehr explosiv, das Übrige laufe ich dann verhaltener, hier aber mußten wir um diese ersten beiden Höhepunkte, eben Hebefigur und Sprung, richtig kämpfen, es stimmte nichts. Zum Glück liefen wir dann das Finish mit Schwung.

Wenn die Kurzkür hinter mir liegt, werde ich ruhiger, das Weitere geht dann leicht.

Aber in Innsbruck ... Beim Einlaufen vor der großen Kür ... Unglück über Unglück ... Andere Läufer störten mich, oder ich fuhr ihnen in die Quere ... Alles schien aus dem Gleichgewicht geraten zu sein ...

Während der großen Kür unterliefen Sascha Fehler. Ihm erging es

Olympiasiegerin, neunmal Europa- und Weltmeisterin, erzählt über ihre an Höhepunkten reiche Laufbahn.

4 Notizen einer Eislaufprinzessin

in Innsbruck so wie mir vier Jahre zuvor in Sapporo. Er konnte sich nicht konzentrieren. Olympische Spiele bleiben Olympische Spiele. Man kann hundertmal von ihnen gehört haben — sie zu erleben, ist etwas ganz anderes, wühlt auf. Saschas Welt stimmte nicht mehr. Zunächst glaubte er, wir würden zuviel trainieren, wir wären überfordert. Aber wenige Tage vor dem Wettkampf überwältigte ihn ein kolossaler Drang nach Tätigkeit.

Er wollte Bäume ausreißen.

Seine Kräfte aber hatte er nicht richtig eingeteilt. Und er mußte durch diese eigenen Erfahrungen hindurch.

In den Jahren mit Shuk konnte sich Sascha auf dem Eis als Persönlichkeit nicht verwirklichen, und er tat das auch nicht. Er war praktisch von allen Seiten eingeengt, seine Meinung war nicht gefragt. Er war ganz und gar Schweigen und Zuverlässigkeit.

Heute teilt er seine eigene Auffassung vom Eiskunstlauf seiner Umgebung mit. Tatjana Tarassowa hat ihn dorthin geführt. Jeder Sportler muß seine eigene Meinung finden und das Leben mit dem Ruhm lernen.

Tatjana Tarassowa hat sehr schnell erkannt, wie Sascha anzupacken und anzustacheln ist. Jedoch — Tatjana ist eine Frau, und Frauen werden von Frauen besser verstanden als von Männern, sie schimpfen rasch miteinander oder loben sich.

Sascha sitzt zwischen zwei Feuern.

So benimmt er sich manchmal geradezu kindlich, ist beleidigt wie ein kleiner Junge, wenn wir zwei Frauen nicht auf ihn hören und zweistimmig auf unserer Meinung bestehen. Er hat es wirklich manchmal schwer.

Doch im Training bei Tatjana begann Sascha schöpferisch zu wachsen und entfaltete seine Persönlichkeit.

Im Prinzip geht er den gleichen Weg, wie ich ihn gegangen bin, vor einigen Jahren. Der Abstand schmilzt schon.

Es ist immer schwierig, den eigenen Mann vor anderen zu kritisieren, noch schwieriger — ihn zu loben. Nur das noch: Sascha auf dem Eis und Sascha im Leben — das sind zwei unterschiedliche Menschen in einer Person. Es ist einfach verblüffend, wie er sich umstellen kann. In letzter Zeit gibt er sich auf dem Eis hartnäckig, manchmal spitz, wenig gesprächig. Doch er braucht nur die Schlittschuhe auszuziehen ...

Ich — das ist eine ganz andere Sache. Eine halbe Stunde lang nach dem Training habe ich kein Bedürfnis nach Unterhaltung. Ich spreche mich auf dem Eis voll aus, danach bin ich leer. In Sascha aber lodert gerade nach dem Training eine unbändige Lust, sich zu unterhalten und zu handeln.

Wenn ich später im Auto oder zu Hause anfange, wieder vom Schlittschuhlaufen zu sprechen, dann schweigt Sascha, und er denkt bestimmt:

„Immer wieder ein- und dasselbe!"

Fußball kann er bis zum Umfallen spielen, auch Eishockey. Und noch etwas gibt es, zu dem er nie „Nein!" sagt: Speiseeis und Süßigkeiten.

Vor einiger Zeit hatten mich einmal die Arbeiterinnen einer Konditoreiwarenfabrik in Woroschilowgrad eingeladen. Mit weißem Häubchen und im weißen Kittel, etwa zwei Nummern zu groß für mich, so kleine, wie ich gebraucht hätte, gab es dort nicht, ging ich durch die Abteilungen. Der Betriebsleiter führte und fütterte mich ununterbrochen mit Süßigkeiten, frisch vom Fließband. Es war heiß, die Schokolade zerfloß zwischen den Fingern, doch die Hausherren boten immer wieder an: „Na, wie schmeckt das? Und was schmeckt am besten?"

Ich habe die ganze folgende Woche zu Mittag kein Hauptgericht gegessen und das Abendbrot weggelassen.

Die ersten fünf Minuten

Wir gewannen in Innsbruck die dreizehnte Goldmedaille des Jahrgangs 1976 für die Olympiamannschaft der UdSSR. Wir wollten sie erkämpfen, und wir erkämpften sie auch, doch nicht alles lief so, wie wir uns das vorgestellt hatten.

Das Wichtigste im ersten Teil der großen Kür, so sage ich immer, ist, nicht verhalten zu laufen, aber sich auch nicht zu überlasten. Wenn man zu zaghaft läuft, dann schleppt sich das ganze so dahin, tut man zuviel — wollen die Füße in den nachfolgenden Teilen nicht mehr.

Den ersten Teil liefen wir wunderbar — weiträumig und kühn. Im zweiten Teil kommt der Doppelaxel. Vorher zweimal tief durchatmen.

Diesmal hatte ich ein ungutes Gefühl vor dem Doppelaxel. Im Training passierten mir hier einige Ausrutscher. Sascha sprang stets wie eine Eins.

Ich stieg also kerzengerade in die Luft, der Sprung klappte. Aber Sascha saß urplötzlich auf dem Eis.

Das Weitere verlief normal. Keines der stärkeren Paare lief an jenem Abend fehlerlos. Die größte Aufregung hatte jedoch Saschas Patzer hervorgerufen.

Sascha ging nicht in die Garderobe, er stand und blickte mal aufs Eis, dann wieder auf die Anzeigetafel. Als schließlich die Wertung für das letzte Paar erschien, unser Sieg Gewißheit wurde, setzte er sich einfach auf den Fußboden: Jetzt hatten ihm die Beine das zweite Mal den Dienst versagt.

Die winzige Garderobe war über und über mit Blumen vollgestopft. Blumen lagen im Waschbecken und auf dem Fußboden, und Sascha, auf Blumen stehend, versuchte mühevoll, sein nasses Jersey auszuziehen. Ich kauerte in der Ecke, hell und traurig, froh und nachdenklich.

Sascha knöpfte sein Hemd auf und darunter, auf den nackten Körper, hängte er sich seine erste olympische Goldmedaille. Er sagte:

„Viele glückliche Tage habe ich schon erlebt, doch jetzt weiß ich genau, dieser Tag — ist der allerglücklichste."

Ich schwieg.

Auf dem Bügel hing mein blaues Kleid, so klein wie ein Kinderkleid, es war naß und schwer.

„Macht nichts", sagte Sascha und legte seinen Arm um mich, „wir beide hatten doch bisher immer recht, wenn wir sagten: Halt aus, schwierig sind nur die ersten fünf Minuten!"

Fünf Minuten — so lange dauert die große Kür.

Auf dem Bildschirm kein Tempo

Hinter uns liegen die Europa- und Weltmeisterschaften, hinter uns liegen die Olympischen Spiele, es beginnt die Zeit der Tourneen.

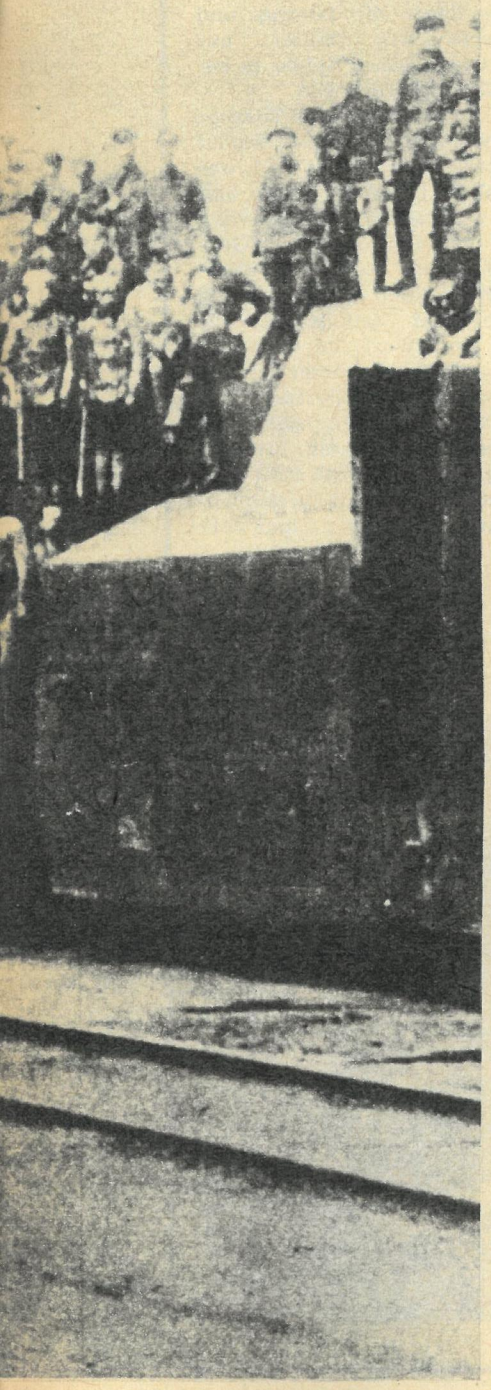
Während einer Schaulauf-Tournee knüpfen wir Sportler miteinander enge Kontakte, wir finden Zeit, uns zu unterhalten. Die Wettkämpfe sind vorbei, es gibt keinen Konkurrenten mehr, und während man in der Garderobe auf seinen Auftritt im zweiten Abschnitt der Veranstaltung wartet, hat man Zeit genug, mit jedem ein paar Worte zu wechseln. Hier sind alle Läuferinnen zusammen, jede ohne ihren Partner, und während wir uns schminken und die Frisuren in Ordnung bringen, verstummen die Gespräche nicht. Natürlich gibt es für alle Läuferinnen, die im Paarlauf oder im Eistanz auf-

Fortsetzung auf Seite 44

Vor der neuen Saison — die neue Musik.

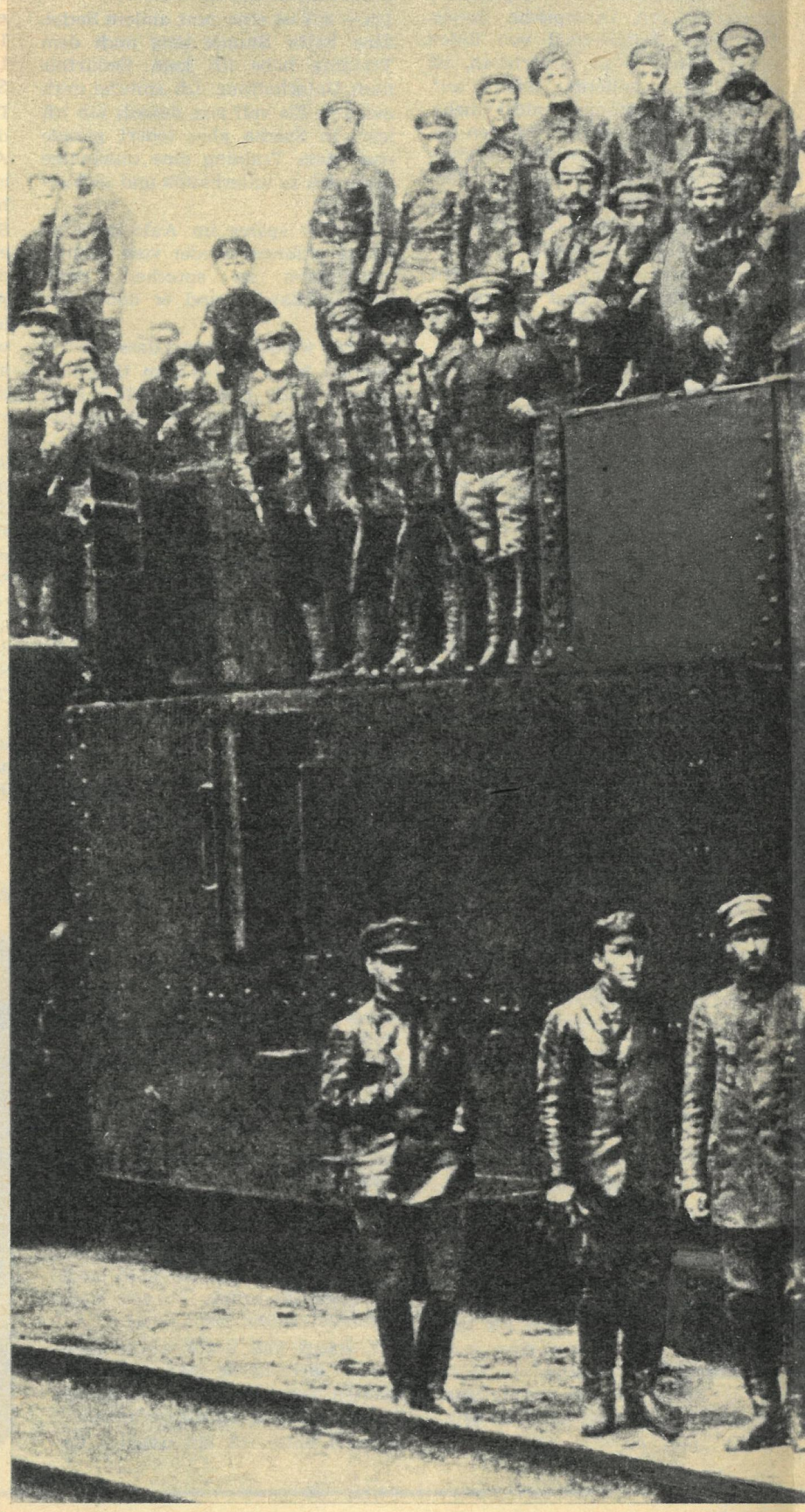
Ihre erste Bewährung bestand die Rote Armee im Jahr 1918. 60 Jahre nach ihrer Gründung ist die Sowjetarmee Friedensfaktor Nummer 1.

Zu den Waffen



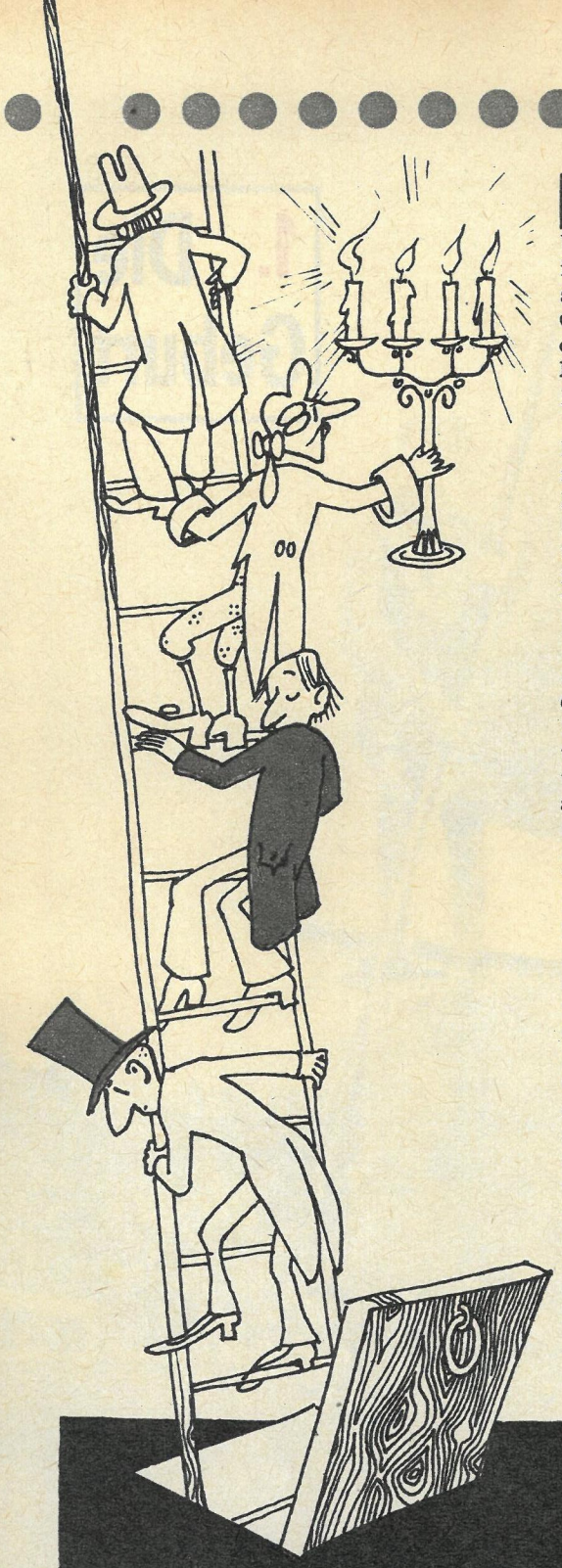
Der Feind stand tief im Land, und am Verhandlungstisch in Brest-Litowsk redete des deutschen Kaisers General Hoffmann ungeniert von seinem Appetit auf Provinzen, die ihm nicht gehörten und die er noch nicht einmal erobert hatte. Unterdessen streunten des Zaren abgehalfterte Generale schon auf Dummenfang für den Bürgerkrieg durch die Steppen. Rußlands alte Armee löste sich von selbst auf: Unwiderstehlich zog es die Bauern nach Hause, wo das Land der Adligen verteilt wurde. In der Roten Garde standen ganze 150 000 Mann Gewehr bei Fuß, deren Enthusiasmus ihre militärischen Kenntnisse bei weitem übertraf. Mit einem Wort, zu allem Überfluß an Sorgen brauchte die Revolution in diesem Winter 17 auf 18 auch noch eine Armee. Der erste Gesetzentwurf über die Gründung der „Roten Arbeiter- und Bauernarmee" kam am 28. Januar 1918 auf den Tisch der Regierung. Sein Text erwies sich als verbesserungsbedürftig. Lenin erklärte jedoch kategorisch, er werde die Sitzung nicht schließen, bevor das Dokument nicht verabschiedet sei. Eine geschlagene Stunde saßen die Volkskommissare über dem Papier, und Lenin korrigierte es mit eigener Hand. Uniform, freie Kost (je nach Vorratslage), fünfzig Rubel im Monat und die Aussicht auf die Erprobung im Ernstfall — mehr konnte die Sowjetmacht nicht bieten. Mitbringen mußte jeder Freiwillige eine Bürgschaft der Partei, der Gewerkschaft oder eines anderen revolutionären Komitees. Als die Deutschen Ende Februar auf die Hauptstadt marschierten, meldeten sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden 60 000 Petrograder Arbeiter. 20 000 gingen sofort an die Front. Viele bekamen unterwegs zum erstenmal ein Gewehr in die Hand. Trotzdem brachten sie die Deutschen vor Pskow und Narwa zum Stehen. Seitdem gilt der 23. Februar als Geburtstag der Roten Armee.

Den weißen Generalen des Bürgerkrieges trat schon — gelegentlich sogar mit Panzerzügen — eine reguläre Armee entgegen, die sich aus Wehrpflichtigen rekrutierte. „Ich, Sohn des werktätigen Volkes, Bürger der Sowjetrepublik, übernehme den Beruf eines Kriegers . . ." — so begann die Eidesformel, und tatsächlich standen, von Ausnahmen abgesehen, nur Söhne von Arbeitern und armen Bauern an der Front. Die Nachkommenschaft der großen und der kleinen Bourgeoisie leistete allenfalls Hilfsdienste in der Etappe. Die neue herrschende Klasse — auch das unterschied sie von ihrer Vorgängerin — holte sich ihre Kastanien selbst aus dem Feuer.



Text: Jürgen Jessel
Foto: W. Bull

1. Die Geburt



Oper

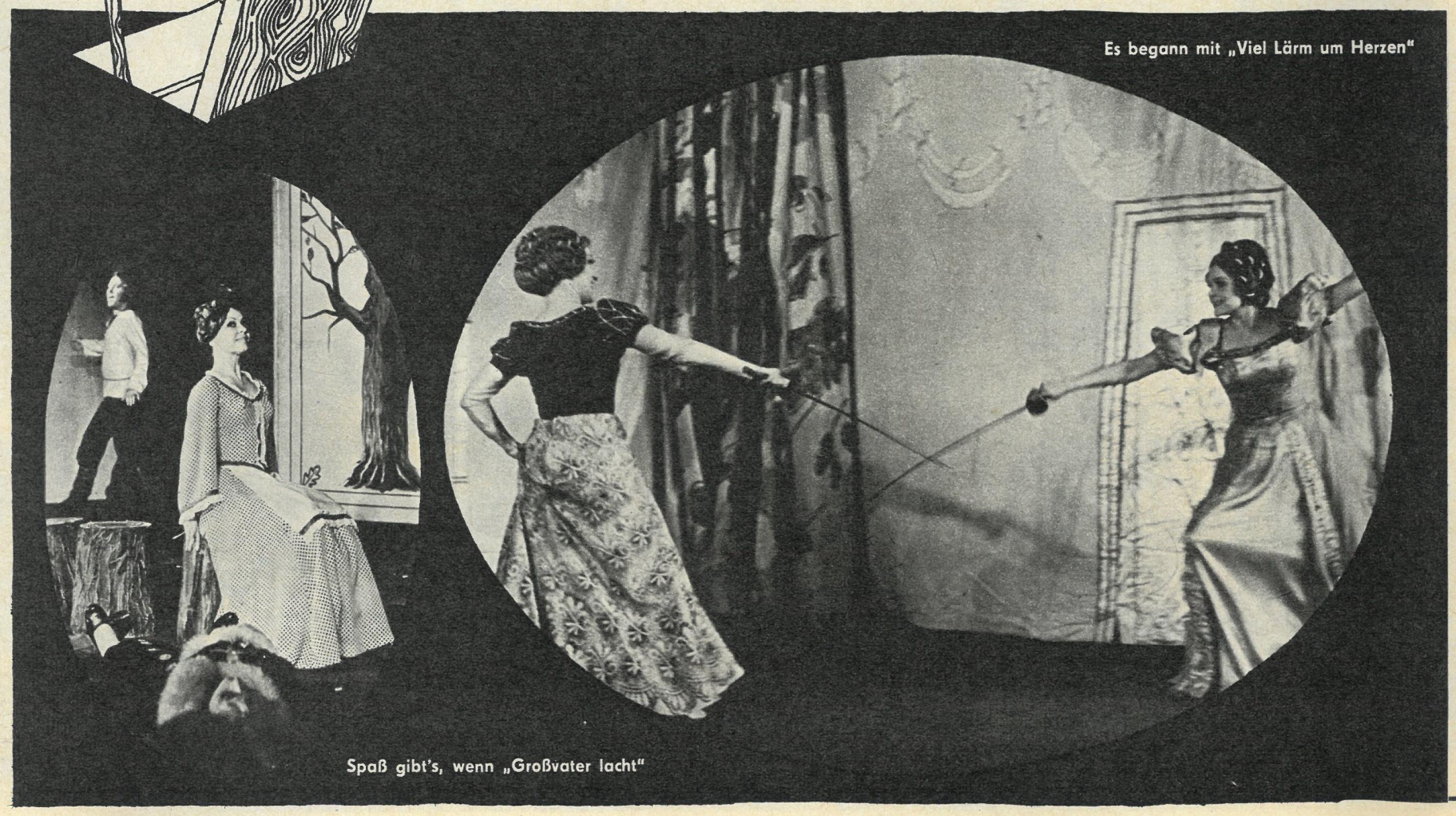
Das jüngste Theater Moskaus, die „Kammeroper", kann ohne Übertreibung Lob beanspruchen. Sie ist Professor Boris Pokrowskis liebstes Kind. Neben seiner Arbeit als Chefregisseur am Bolschoitheater ist er ihr Gründer und Künstlerischer Leiter.

Der Kern des Ensembles bildete sich 1969, als Prof. Pokrowski im Staatlichen Institut für Schauspielkunst mit seiner Absolventenklasse des Faches Musiktheater T. Chrennikows „Viel Lärm um Herzen" inszenierte. Die Aufführung hatte Erfolg. Da entstand der Gedanke, eine feste Theatergruppe zu gründen. Hinzu kamen Sänger und Schauspieler von „GOS-Konzert", begabte Diplomanden des Konservatoriums und der Gnessin-Musikhochschule sowie ein 20-Mann-Orchester unter der Leitung von G. Roshdestwenski. Alle waren jung, begeistert und gewillt, auch geringe Gagen in Kauf zu nehmen. Ihnen ging es wie Prof. Pokrowski um die Suche nach neuen Wegen im Musiktheater, nach neuen Formen auch für die große Oper.

Die erste öffentliche Aufführung fand im Januar 1972 statt. Man spielte die Oper „Nicht nur Liebe" von R. Tschedrin. Sie behandelt ein Gegenwartsthema, das Dorf der Nachkriegszeit. Bisher hatte diese Oper keinen Erfolg gehabt, alle Inszenierungen waren zu bombastisch gewesen, übliche Massenszenen zerstörten alle Intimität des Textes und der Musik. Prof. Pokrowski inszenierte die Kammeroper in einem kleinen Saal, wo Darsteller und Publikum Kontakt zueinander fanden und das Emotionale der Musik voll zur Geltung kommen konnte. „Nicht nur Liebe" wurde ein grandioser Erfolg, und R. Tschedrin erhielt für sein Werk den Staatspreis.

Eine der nächsten aufsehenerregenden Premieren war D. Bartnjanskis „Der Falke des Federigo Deli Alberige", eine verspielte Liebesgeschichte mit Moral im Stil des späten Rokoko. Bartnjanskis Musik — einst am Hofe des Kronprinzen Paul, des Sohnes der Kaiserin Katerina II., komponiert — war lange Zeit vergessen gewesen, und die Musikliebhaber verdanken es der „Kammeroper" Prof. Pokrowskis, daß sie wieder erklingt und ihnen Kunstgenuß bereitet.

Obwohl das Ensemble noch kein eigenes Haus besaß und als Wanderbühne in kleinen und großen Städten der Sowjetunion, auf guten und schlechten Bühnen auftrat, wurde eine interessante Aufführung nach der anderen erfolgreich herausgebracht: „Der Mantel" und „Der Wagen" von A. Cholminow, „Die Zwillingsbrüder" von Schubert, Mozarts „Der Theaterdirektor", die Groteskoper des jungen Komponisten A. Tschaikowski „Großvater lacht". Trotz aller Liebe und Verständnis für das internationale klassische Erbe sieht die Leitung der „Kammeroper" ihre Aufgabe vor allem darin, Werke moderner Komponisten, die Gegenwartsthemen behandeln, zu inszenieren. So erlebte 1977 die Oper W. Ganelins „Die rothaarige Lügnerin und der Soldat" ihre Premiere, ein Werk, das in modernen Rhythmen geschrieben ist und im Fabrikmilieu Moskaus spielt. Kurz vor der Uraufführung steht A. Cholminows „Die 12. Serie" nach einer Erzählung von Schukschin. Es hat sich in Komponistenkreisen herumgesprochen, daß es künstlerisch lohnt, für die „Kammeroper" zu schreiben, und so werden ihre Aufträge gern entgegengenommen. W. Paltschuk arbeitet an einer neuen Oper zum Thema Tendrjakows berühmter Novelle „Die Nacht nach der Abschlußfeier", und A. Schurbin, Autor der Jazz-Oper „Orpheus und Eurydike", komponierte das Musikstück „Der Mond über dem Strom Ob".



Es begann mit „Viel Lärm um Herzen"

Spaß gibt's, wenn „Großvater lacht"

im Marmorkeller

Zwar brachte das Auftreten auf den verschiedensten Bühnen für das Ensemble Vorteile — so gewöhnte man sich daran, auch unter schwierigen Bedingungen beste künstlerische Leistungen zu zeigen, die Kulissen vielseitig verwendbar, transportabel und leicht aufstellbar zu gestalten — dennoch: Prof. Pokrowski suchte ein festes Haus in Moskau. Schließlich fand er es im ehemaligen Kino „Sokol" am Leningradski Prospekt. Dort wurden die Kellerräume geschmackvoll eingerichtet, 220 Sitzplätze geschaffen, die Wände, Gänge und Treppen mit weißen Marmorplatten belegt. Ins Foyer kam eine kleine hübsche Bar.

Doch kurz vor der Eröffnung mit D. Schostakowitschs Oper „Die Nase" sagte die Feuerwehr „njet", auch in marmornen Kellerräumen sei Theaterspielen aus Sicherheitsgründen nicht möglich! Schostakowitsch, der an allen Proben zu seiner Oper teilgenommen hatte, bemühte zuständige und nicht zuständige Stellen, um die Premiere zu retten und der „Kammeroper" endlich zu einem festen Haus zu verhelfen. Es gelang. Nach einigen Korrekturen an den elektrischen Anlagen konnte die „Kammeroper" ihr Theater termingerecht eröffnen.

Zur Zeit stehen 16 Opern im Repertoire. Gespielt wird dreimal wöchentlich, an den anderen Tagen werden neue Werke einstudiert. Ihr drittes Auslandsgastspiel wird die „Kammeroper" 1978 geben, wenn sie nach Reisen in die ČSSR und die Volksrepublik Polen vom 20. Mai bis zum 4. Juni zu den 1. Internationalen Musikfestspielen nach Dresden kommt.

Lisa Klutschewskaja

Fotos: Leonid Bergolzew
Illustration: Martin Kotsch

„Die Nase" hatte doch Premiere

2000,-M

für eine 2-Personen-Frühlingsreise nach Moskau und Leningrad oder wahlweise 1000 Mark in bar und dazu eine 1000-Mark-Reise können Sie hier und heute bei uns gewinnen.
FREIE WELT und der Verlag für Bauwesen Berlin stifteten in Partnerschaft die Partnerreise an Moskwa und Newa.

Dipl.-Ing. Dietrich Böttger, Lektor im Verlag für Bauwesen, Berlin, gibt Ihnen heute einige Informationen über eines der interessantesten technischen Bücher des Jahres 1977 und lenkt Ihre Aufmerksamkeit auf einige Titel der Verlagsproduktion, die nicht nur Baufachleute interessieren:

„Wenn die Moskauer Bau-Bioniker J. S. Lebedew, S. B. Wosnessenski und O. A. Goziridse zum Beispiel die Baukonstruktion eines Getreidehalmes mit der des über einen halben Kilometer hohen Fernsehturmes der sowjetischen Hauptstadt vergleichen und Kiewer Architekten eine Stadionüberdachung konstruieren, die sich je nach den Witterungsbedingungen wie eine Blüte öffnet oder schließt, ist das weder Spielerei noch Effekthascherei. Wo aber liegt der Nutzen?

Der lang erwartete, zum Teil dreifarbige und reich bebilderte Band 1 von ‚Bauwerk-Tragwerk-Tragstruktur' macht an Hand zahlreicher Beispiele aus aller Welt deutlich, wo die Möglichkeiten, aber auch Grenzen solcher Vergleiche liegen. Fast beiläufig erfährt der Leser Interessantes aus der Geschichte der Bautechnik und erkennt, daß komplizierte Baukonstruktionen auf solch einfache Bauelemente wie Stab, Platte, Bogen und Seil zurückzuführen sind. Dieses zwar nicht gerade billige Buch ist guten Herzens allen naturwissenschaftlich, baugeschichtlich und bautechnisch Interessierten zu empfehlen. Am besten lassen Sie sich diesen Band in Ihrer Buchhandlung einmal zeigen. Bei dieser Gelegenheit sollten Sie sich über das Gesamtangebot des Lektorats für Städtebau und Architektur im VEB Verlag für Bauwesen informieren.

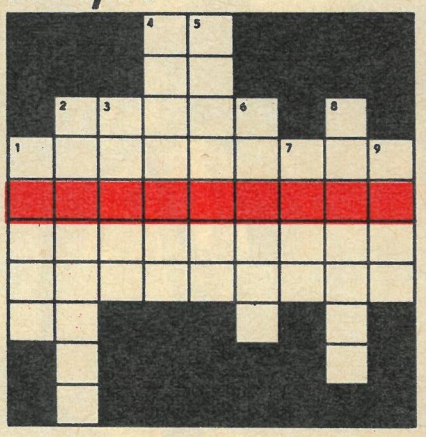
Wenn Sie Glück haben, erwischen Sie noch einen der so begehrten Bände von W. Volk über Berlin oder Dresden in der Reihe ‚Historische Straßen und Plätze heute' (als Tip: der Band ‚Leipzig' erscheint etwa im September 1978, Vorbestellung ratsam). Mit 6,– Mark je Band für jeden Geldbeutel erschwinglich, hilft die nach den Bezirken unserer Republik gegliederte populärwissenschaftliche Reihe ‚Architekturführer DDR' bekannte oder weniger bekannte Bauwerke der DDR besser kennenzulernen oder neu zu entdecken."

Tragen Sie die Antwort von oben nach unten in die Rätselfelder ein, dann ist von links nach rechts in den roten Kästchen, wenn Sie richtig geraten haben, unser Lösungswort lesbar.

Diesen Lösungsschein senden Sie bitte ausgeschnitten, versehen mit Berufs- und Altersangabe und auf eine Postkarte geklebt, bis spätestens 15. Februar 1978 (Poststempel) an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Liebknechtstraße 29, Postfächer 91–94 (Briefe werden nicht gewertet!).

1. Architektonisches, bautechnisches Element, 2. Kirchenbauform mit überhöhtem Mittelschiff, 3. Baustoff, 4. Mittelasiatische Stadt mit berühmten Kuppelgebäuden, 5. Baustil, 6. Stadt auf dem Peloponnes im Altertum, 7. Stadt des schiefen Turms, 8. Aufbau von Maschinen, Anlagen, Gebäuden, 9. natürlicher Baustoff.

PA 1/78

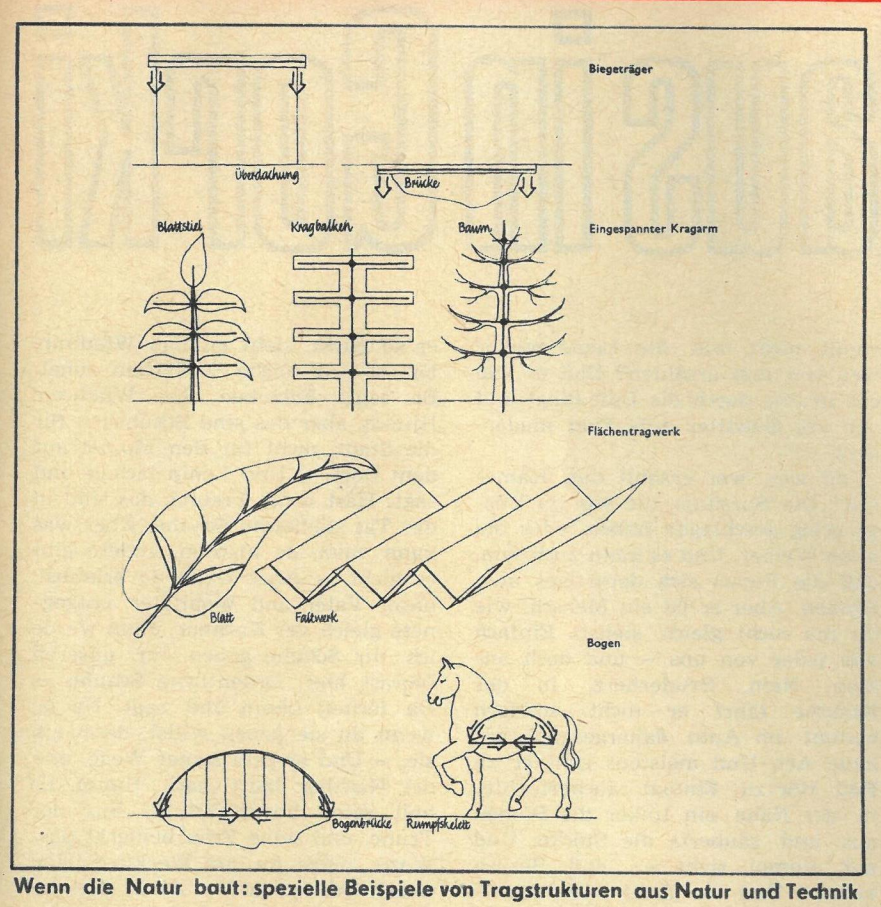


Partner-Reise Partner-Preise

Frage

In welchem Stadtteil von Moskau steht der weltberühmte Fernsehturm?

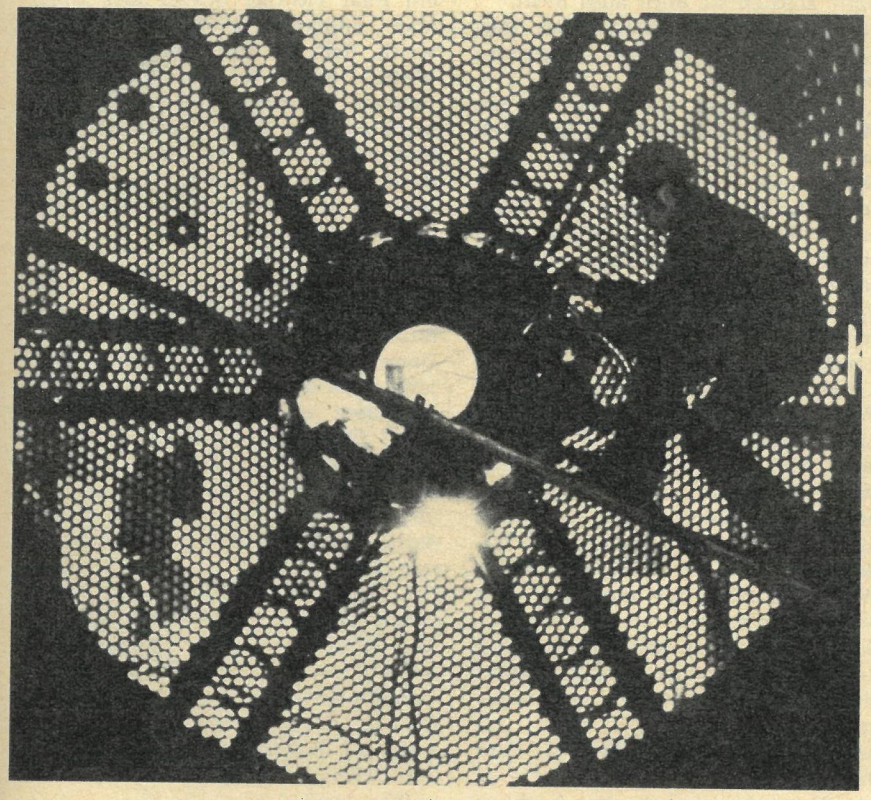
„Von Brunelleschi, dem berühmten Baumeister der Renaissance, sagt man, daß er sich bei der Formgestaltung der Kuppel des Domes Santa Maria de fiore in Florenz von der Form eines Hühnereis inspirieren ließ. Vielfach werden auch die goldenen Kuppeln der altrussischen Kirchen als bewußte Umsetzung der Zwiebelform oder als abtropfender Wassertropfen interpretiert ..." Zitat aus dem faszinierenden Buch von Oskar Büttner und Erhard Hampe, das wenige Tage vor dem Jahresschluß 1977 in den Buchhandel kam und mit 345 Bildern und 58 Tafeln auf 296 Seiten Kunstdruckpapier eine Analyse der natürlichen und gebauten Umwelt gibt. J. Steel bildete 1960 als erster den Begriff aus den griechischen Wörtern „Bios" (das Leben) und „Onics" (Studium von ...). Was Bionic oder Bionik für die Architektur und das Ingenieurwesen und speziell für den Bauingenieur bedeuten, schildern die Autoren im Kapitel Tragwerke der natürlichen Umwelt. Bionik als Brücke zwischen Natur und Technik heißt, auf das Bauwesen bezogen, zum Beispiel Biotechnik, Biomechanik, Bioarchitektur und Biotechnologie. Das beginnt 1889 bei Otto Lilienthal und dem berühmten Buch „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegkunst" und endet nicht beim Einsatz von Computern zur Entschlüsselung eines Entwicklungsprozesses, der nach Meinung vieler Wissenschaftler sowohl für die organische Natur als auch für Architekturformen und Tragwerke prognostizierbar ist. Sowjetische Theoretiker stehen in dieser weltweiten Forschungsarbeit in der ersten Reihe. Warum ist „Urbauen" die Nachahmung tierischer Bauten durch die Menschen der Frühzeit? Welche Analogie ist zwischen der menschlichen Wirbelsäule und einem beweglichen Glockenturm fest-

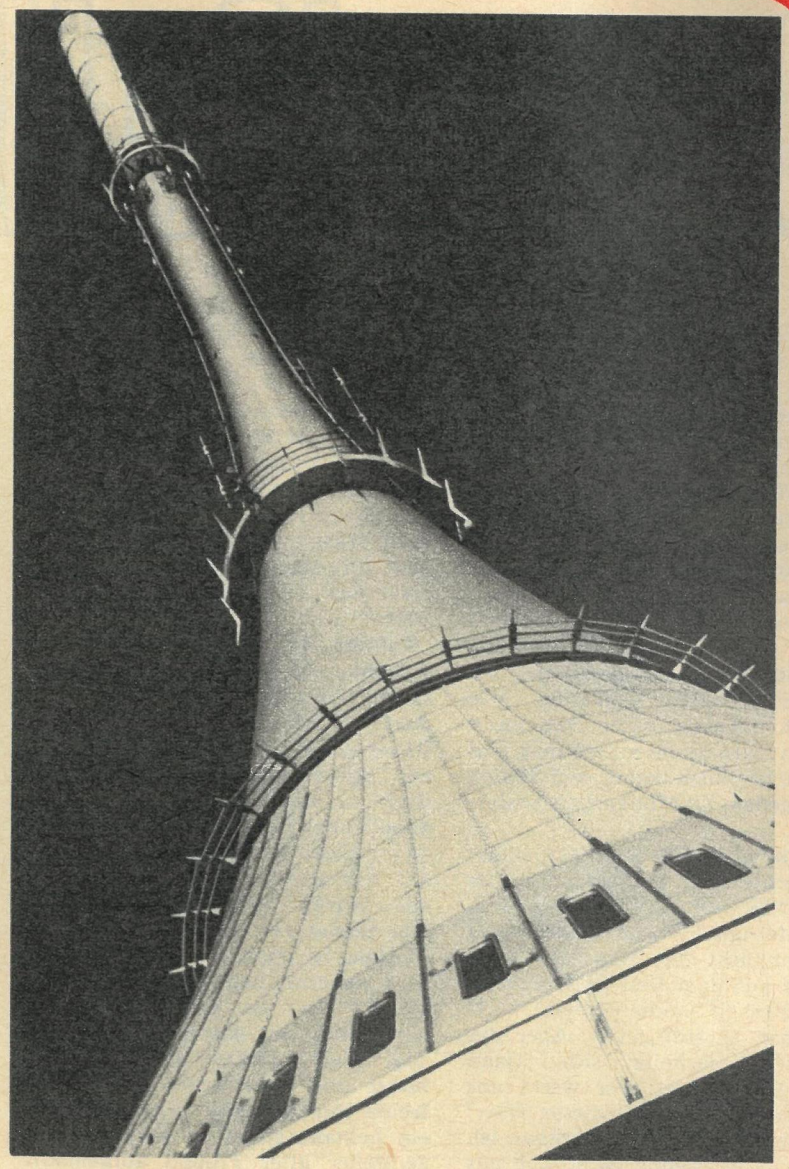


Wenn die Natur baut: spezielle Beispiele von Tragstrukturen aus Natur und Technik

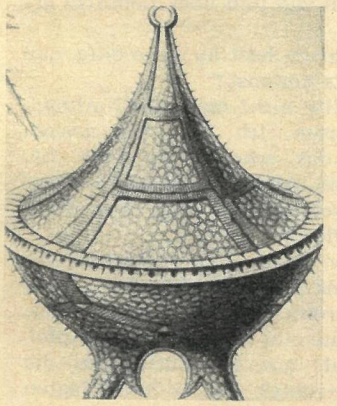
Machen wir's den Hühnern nach . . .

zustellen? Was hat ein Kran mit einem Schenkelknochen gemeinsam? Der zweite und größte Teil des Buches – „Tragwerke der gebauten Umwelt" – gibt in einer verblüffenden Fülle Beispiele für und Antworten zur Analyse und Synthese unserer gebauten Umwelt. Für Architekt und Ingenieur und für Studenten, die künftig „Baumeister" sein werden, dürfte dieses Buch als Standardwerk unentbehrlich sein. *Hannes Schreiber*

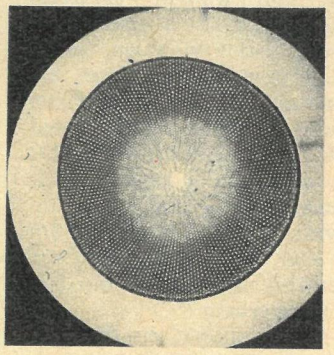




Wie sich die Bilder gleichen: Fernsehturm im Gebirge, in 1012 m Höhe auf dem Jested bei Liberec, ČSSR, 1971 in Betrieb genommen, und schwimmendes Geißelpflänzchen, nach Haeckel, E., „Kunstformen der Natur"



Montage einer Lochplatte zur Führung der Brennstäbe im Atomreaktor des Kernkraftwerkes Nowoworonesh (RSFSR) und Diatomeenschale aus einer glasartigen Substanz mit blasenartiger Struktur



Gewinner von

2000 M

aus dem Preisrätsel in Heft 44/77 –

– Hauptlösungswort: MAJAKOWSKI, Lösungsworte: 1. Russischer Vorname: Dmitri, 2. sowjetischer Plakatkünstler: Strachow, 3. russisch: Leuchtturm: Majak, 4. Agitationsmittel: Plakat, 5. russisch: Fenster: Okno, 6. sowjetischer Plakatkünstler: Moor, 7. russischer Familienname: Iwanow, 8. sowjetischer Maler, Grafiker, Architekt: Lissitzki, 9. zeichnete das Analphabeten-Plakat: Radakow, 10. sowjetischer Plakatkünstler: Deni –
– ist **Uta König,** 68 Saalfeld. Herzlichen Glückwunsch!

Jiři Marek

Das weiße Haus in Gorki

...Es war Nacht, tiefe, dunkle Nacht. Der Wind blies über die Felder und beugte die Äste der Bäume zu Boden. Der Regen peitschte hernieder, die Wege waren aufgeweicht und morastig. In so einer Nacht, da man nicht weiß, ob nicht doch noch ein Unwetter hereinbricht, macht der Bauer kaum ein Auge zu. Es gäbe nichts Schlimmeres als ein Unwetter um diese Zeit, da das Leben endlich ein bißchen leichter geworden ist, da der Hunger endlich von den Hütten zurückgewichen ist, da die weißen Generale, wie es heißt, niemals mehr mit ihren Soldaten zurückkehren würden und da man beginnen kann, den Boden nach eigenem Gutdünken zu bestellen.

Die Familie schlief, aber der Hausherr wachte noch, als jemand an die Tür pochte. Hör sich einer an, was der Teufel uns herträgt, etwas Gutes bestimmt nicht. Der Hausherr kroch langsam aus dem Bett und lauschte zur Sicherheit noch einmal. Vielleicht hat er sich geirrt. Aber das Klopfen wiederholte sich. Dann dachte er ärgerlich: Der weckt uns noch die Kinder auf, dieser Narr! Kann sein, daß es ein Nachbar ist. Kann sein, es brennt. Er sprang ans Fenster, ob nicht ein roter Widerschein zu sehen sei. Aber überall war es dunkel. Zum drittenmal erschallte das Klopfen. Und er hörte, wie die Frau erwachte und sich wieder zur Wand drehte, als sie sah, daß bereits er durchs Zimmer tappte. Langsam schob er den Riegel zurück und öffnete die Tür einen Spalt breit.

Draußen im Dunkel stand ein Fremder, fremd zumindest auf den ersten Blick. Er trug einen alten Soldatenmantel und einen Sack über der Schulter, wie ein Pilgersmann. Aber seine Augen lächelten.

„Nun, was gibt's? Wer bist du?"

Der Mann vor der Tür strich sich den zerzausten Bart.

„Und du, Waska, kennst einen Kameraden nicht? Kennst deinen alten Kriegskameraden Stefan Danilitsch nicht, den Sänger, wie man ihn nannte?"

Da stieß der Hausherr die Tür weit auf: „Stefan! Meiner Seel, wieso trägt dich der Satan gerade nachts hierher. Was für eine Gastfreundschaft kannst du erhoffen, wenn du daherkommst wie ein Dieb, Herzensfreund?"

Er wollte gleich seine Frau wecken, aber der Gast hielt ihn zurück: „Mir steht der Sinn nicht nach Essen, meine ganze Seele brennt, ich finde keine Ruhe. Das halbe Land hab ich durchwandert, und schließlich hab ich mich an dich erinnert. Vielleicht werde ich bei dir erfahren, wonach es mich verlangt."

Sie traten beide hinaus ins Dunkel und setzten sich unters Schuppendach.

„Der Wahrheit geh ich nach, seit Monaten, auf Wegen und ohne Weg und Steg, mit allerlei Menschen sitz ich zusammen und hör ihnen zu. Das ganze Land geht der Wahrheit nach, Waska, das ganze Land dürstet nach ihr, aber wer kennt die Wahrheit? Nur er, hörst du?"

„Wer?"

„Nun der, der hier ganz nahe wohnt — Lenin. Ich brauch dir nicht zu sagen, wie oft die Leute diesen Namen verfluchen, wie oft sie darauf schwören. Wie oft hab ich, der Sänger, schon ein Lied gemacht und singe es. Aber immer noch stimmt dabei etwas nicht, verstehst du? Wer ist er eigentlich? Und da fällt mir auf einmal ein: Da lebt doch noch der Waska Alexandrowitsch, der alte Soldat, er lebt in Gorki bei Moskau, ist selbst fast ein Moskauer. Und nahebei, heißt es, lebt dieser Lenin." Und da erschrak der Ankömmling: „Ist das hier?"

„Ja, hier", nickte der Hausherr, nickte und lächelte ein bißchen. Es freute ihn, daß sich gerade zu ihm ein beinahe schon in Vergessenheit geratener alter Freund aufgemacht hatte, um von ihm über Lenin zu erfahren.

„Und warum hast du es so eilig, daß du nachts kommst?"

„Ich wollte nicht mehr im Nachbardorf warten. Ich hab mir gesagt. Stefan, das schaffst du noch bei Tageslicht. Aber du siehst, ich bin spät angelangt. Nun sag, was weißt du von ihm?"

Sie saßen unter dem Strohdach des Schuppens. Hier blies der Wind nicht herein, er zog hoch oben dahin, schaukelte nur die Baumwipfel. Alles sah aus, als hätte sich die Nacht beruhigt, am Himmel jagten noch Wolken dahin, aber hie und da blitzte ein Stern durch. Der Hausherr schwieg, er wußte nicht, wo er anfangen und was er eigentlich sagen sollte.

„Sag mir, ob du ihn wenigstens gesehen hast", drang der Gast in ihn. „Vielleicht von weitem, verstehst du, ich kann mir eine Kutsche vorstellen, vorn und hinten ein Soldat und in der Kutsche er. Und die Pferde galoppieren, daß die Funken stieben, und er guckt heraus, zeigt ein Stück vom Gesicht, vielleicht winkt er auch mit der Hand."

Der Hausherr lachte auf: „Ach, du Sänger, warst immer ein Meister im Erfinden! Ja, was denkst du dir denn eigentlich, wer er ist? Ein Zar oder ein Gouverneur?"

Und der Ankömmling, ein bißchen gekränkt und ein bißchen verwirrt, runzelte die Stirn: „Und was denkst du? Lebst hier nahe bei Moskau und weißt nicht, was die Leute weiter weg von ihm erzählen? Daß er wie ein Drache durch die Luft fliegt und wie ein Gewitter aufs Feld niedergeht..."

„Und wer, wer erzählt das, Kamerad? Die Burshujs, die wir im Bürgerkrieg geschlagen haben, oder die alten Weiber. Und es kann auch sein, daß die Popen sich derartiges ausdenken. Aber er ist ein Mensch, wie du ihn nicht gleich siehst. Einfach wie jeder von uns — und doch anders. Nein, Bruderherz, in der Kutsche fährt er nicht, sondern kommt im Auto dahergesaust, auf neue Art. Und meistens geht er zu Fuß. Hör zu! Einmal räucherte hier in der Nähe ein Imker die Bienen aus und säuberte die Stöcke. Und auf einmal sieht er, daß Besuch kommt. Und er guckt näher hin — und da ist es Lenin selber. Da sagt der Imker: Um Himmels willen, Wladimir Iljitsch, ich bitte Sie, bleiben Sie stehen, sonst werden die Bienen Sie stechen. Ich hol gleich eine Haube. — Aber Lenin tut nichts dergleichen, kommt immer näher, und um seinen Kopf summt der ganze Schwarm, und er fürchtet sich nicht. Der Imker ist ganz verdutzt, und da sagt Lenin: Du mußt wissen, Imker, mir tun die Bienen nichts. Ich geh da so durch die Felder, und da seh ich sie im dichten Schwarm fliegen. Und so geh ich ihnen nach, und sie haben mich zu dir geführt. Und wenn sie mich schon führen, dann stechen sie mich auch nicht."

Der Hausherr verstummte. Der Sänger starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Und die Leute sagen, daß er ein Wort kennt, das alles auf der Welt umstürzt", sagte er schließlich.

Der Hausherr dachte nach. „Das ist so. Er kennt so ein Wort, und wenn er es dir obendrein erklärt, dann siehst du auf einmal alles, was sein wird, ganz deutlich vor dir. Dieses Wort ist: Kommunismus. Mit diesem Wort, sagt er, stürzen wir die ganze Welt um."

„Und kann er mit diesem Wort den Feind ins Meer treiben?"

„Nun, vielleicht kann er's, je nachdem, wie man das versteht. Schau mal, wir haben die Weißgardisten und ihre Generale geschlagen. Nicht dieses Wort selbst, sondern wir haben sie geschlagen. Aber mit diesem Wort erst haben wir die Kraft zum Schlag bekommen, verstehst du?"

So plauderten sie miteinander, und der Hausherr selbst vergaß, daß es Nacht war und Zeit, schlafenzugehen.

Er beugte sich zu dem Freund: „Um dir noch etwas zu erzählen, wie er ist: Da geht neulich ein Nachbar übers Feld, und da erblickt er ihn. Er geht näher, verbeugt sich, und wie er so guckt, sieht er, daß Wladimir Iljitsch nur solche Schühchen anhat. Er sagt: Erlauben Sie, Wladimir Iljitsch, aber das sind Schühchen für die Stadt, nicht für den Morast auf dem Dorf. — Und Lenin lächelt und sagt: Hast recht, Freund, das sind in der Tat städtische Schuhe. Aber was kann man da machen, andere gibt es nicht. — Aber wenn du erlaubst, unser Vater und Wohltäter, entgegnete gleich der Nachbar, dann werde ich dir Schuhe geben für unseren Morast hier. Ordentliche Schuhe. — Da lächelt Lenin und sagt: Na ja, wenn du sie geben willst, dann gib sie. — Und er geht seiner Wege, und der Nachbar läuft nach Hause. Er holt seine besten Schuhe aus der Truhe, und seine Frau bemerkt das: Wozu ziehst du am Werktag deine neuen Schuhe an? — Aber, sagt er, die hab ich einem Bekannten versprochen. — Was heißt versprochen? kreischt sie los. Ihr Leute, hat man denn schon einmal so einen Dummkopf gesehen! Will seine schönen Schuhe verschenken! — Und da liefen die Leute zusammen, und da mußte der Nachbar mit der Wahrheit herausrücken. Wir erschraken alle zu Tode. Hört euch an, was der sich durch seine Schwatzhaftigkeit eingebrockt hat! Er kann doch einem Lenin nicht seine Schuhe schenken, das ist klar. Und so überlegen wir hin und her, wie wir da rauskommen, und da fällt uns ein: Wir machen für Wladimir Iljitsch ein Paar richtige Stiefel fürs Dorf, aber andererseits so schön und weich, daß er darin geht wie auf Watte. Und so steuerten wir alle zusammen zu dem Geschenk bei und brachten ihm schöne, pelzgefütterte Stiefelchen. Und er geht seitdem darin und lobt sie sehr. Na ja, so ein Mensch ist er, kurzum — einer von uns, verstehst du?"

Und wieder saßen sie schweigend, lauschten dem Brausen des Windes und schauten den am Himmel dahinfliegenden Wolken nach.

Dann fragte der Hausherr: „Und jetzt sagst du mir, Stefan Danilitsch, von dem neuen Licht hast du gehört? Elektrizität ist sein Name."

„Hab gehört", stimmte der Sänger zu. „Viel wird davon gesprochen, aber gesehen hab ich's nicht. Bruderherz, ich wandere auf abgelegenen Wegen."

Da stand der Hausherr auf und führte den Gast ins Haus. Nicht in die Stube, weil dort schon alles schlief, sondern in die Kammer. Dann streckte er die Hand aus und knipste das Licht an. Das gelbe Licht an der Decke sprang auf wie auf Befehl und beleuchtete das verblüffte Gesicht des Besuchers.

Der Hausherr lachte auf: „Na, das ist die Elektrizität, jetzt weißt du's.

In unser Dorf hat sie Lenin einführen lassen. Diese Freundlichkeit hat er uns erwiesen, so hat er uns ausgezeichnet."

Der Sänger betrachtete aufmerksam die Lampe und sah sich dann mit zwinkernden, geblendeten Augen um. Er begriff nicht, wie dieses Licht entsteht, aber er begriff, daß das eine große Sache war.

„Wie, sagst du, heißt das?" fragte er. Und als er wieder dieses Wort „Elektrizität" hörte, schüttelte er den Kopf: „Und ich werde sagen — Leninlicht, das ist besser!"

„Das kannst du", räumte der Hausherr ein. „Lenin hat gesagt, daß dieses Licht einmal unser ganzes Land beleuchten wird."

„Das ist nicht möglich", stieß der Besucher hervor.

„Und wenn er es gesagt hat?" wandte der Hausherr mit strenger Stimme ein.

„Wenn er es gesagt hat, dann wird es so geschehen." Stefan Danilitsch neigte den Kopf.

Und dann bereitete ihm der Hausherr in der Kammer ein Nachtlager. Der Gast knipste nachts mehrmals das Licht an und löschte es wieder aus. Er schlief nicht, konnte nicht schlafen, jedes Wort, das er gehört hatte, drehte sich in ihm um und um, und all das, was er auf seiner Wanderung erfahren hatte, wogte in ihm auf wie ein Wasserschwall.

Und er blieb in diesem Dorf noch den ganzen nächsten Tag und die ganze Nacht und hörte viele Geschichten über Lenin und lagerte sie alle in seinem Gedächtnis, als sammelte er Edelsteine. Und dann am nächsten Morgen brach er wieder auf.

Und er war noch nicht weit vom Dorf entfernt, da stieß er auf ein Flüßchen, und wie er da so am Ufer entlangging (dieses Flüßchen hieß Pachra, aber darum kümmerte sich Stefan Danilitsch, genannt „Sänger", nur wenig), erblickte er einen Mann, der angelte.

Und der gesprächige Stefan hockte sich neben ihm hin und erzählte ihm, was er alles an Unmöglichem gehört hatte und was ihn zutiefst aufwühlte, er mußte es erzählen, konnte seiner Zunge nicht Einhalt gebieten. Der Mann an der Angel lächelte sonderbar und schüttelte den Kopf, als glaubte er ihm nicht.

„Und diesen ... na, den Lenin, habt Ihr den gesehen, Gevatter?" fragte er Stefan.

Stefan stutzte. Er hatte so viel erzählt, und es tat ihm auf einmal leid, sagen zu müssen: nein. Aber lügen, das brachte er wieder auch nicht über sich.

„Nun ja, wie man's nimmt. Mit eigenen Augen gesehen, das nicht. Aber mit dem Herzen, wissen Sie, mit dem Herzen seh ich ihn gut."

Der Angler hob seinen großen, kahlen Schädel und musterte aufmerksam den unverhofften Gesellschafter. Er sagte nichts.

„Und Sie, Euer Wohlgeboren, vielleicht haben Sie ihn gesehen", versuchte Stefan den Angler auszufragen.

„Ja, ich hab ihn gesehen", antwortete der Gefragte. „Aber ich bin kein Wohlgeborener, verstehst du."

„Na, dann bist du eben ein Angler", sagte Stefan lachend und warf sich den Sack wieder auf den Rücken. „Hast Glück, daß du ihn gesehen hast. Aber was nützt es dir, du fängst bloß Fische. Ich hingegen, verstehst du, ich werde von ihm erzählen. Von seinem Licht, das über der ganzen weiten russischen Erde erstrahlen wird. Und man nennt mich den Sänger, weißt du. Ich werde von ihm auch singen."

Der Mann an der Angel blickte rasch auf: „Wozu von einem Menschen singen? Singe lieber von etwas anderem, ich bitte dich."

Stefan Danilitsch stutzte. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Nun, um die Wahrheit zu sagen — ich werde nicht nur von ihm singen. Von der Freude werde ich singen, verstehst du, das ist das gleiche."

„Ja, sing von der Freude!" stimmte ihm der Angler zu. Seine Augen ruhten prüfend auf dem bärtigen Mushik. „Von der Freude sing aus vollen Lungen, hörst du?"

Stefan rückte sich den Sack zurecht und nickte. Dann sagte er: „Gottes Segen über dich, guter Mann. Und daß du ihn mit eigenen Augen gesehen hast, darum beneide ich dich doch ein bißchen."

Dann ging er mit schnellen Schritten weiter am Ufer entlang, während der Angler sitzenblieb. Er blickte auf den Schwimmer, auf das fließende Wasser, aber er schien viel weiter zu sehen, er schien die ganze weite Erde zu sehen, die sich langsam unter Blut und Tränen zur Sonne durchkämpft. Als hörte er die Menschen von der Freude singen ... Und er lächelte.

Dort im großen Saal des weißen Hauses stehen hohe Stiefel aus weichem Leder und Angelgerät. Die Leute kennen noch die Stelle, wo er am Fluß zu sitzen pflegte ...

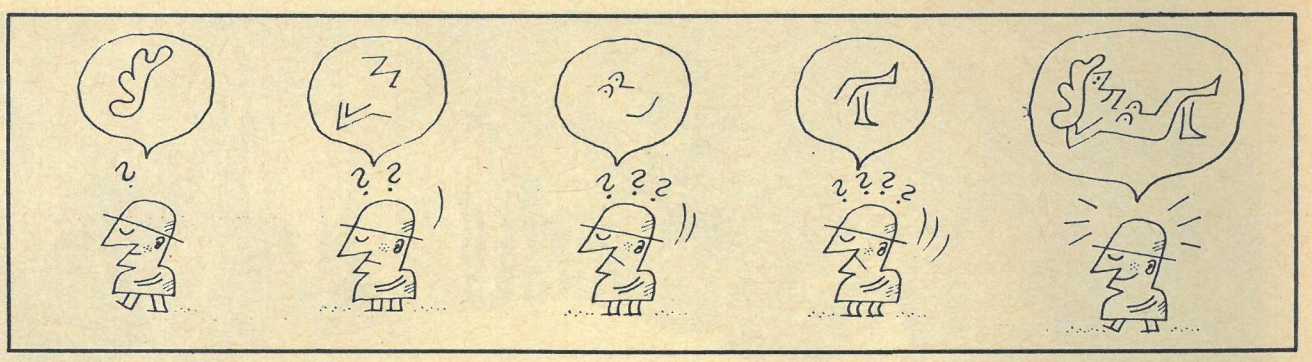
Und in dem kleinen Zimmer, wo er verschied, stehen auf dem Tisch die Arzneien, hier liegt die Brille und ein aufgeschlagenes Buch. Und auch der Kalender hängt noch an der Wand, aber das letzte Blatt mit dem Datum des 21. 1. 1924 ist nicht abgerissen. Die Hand ist erlahmt ...

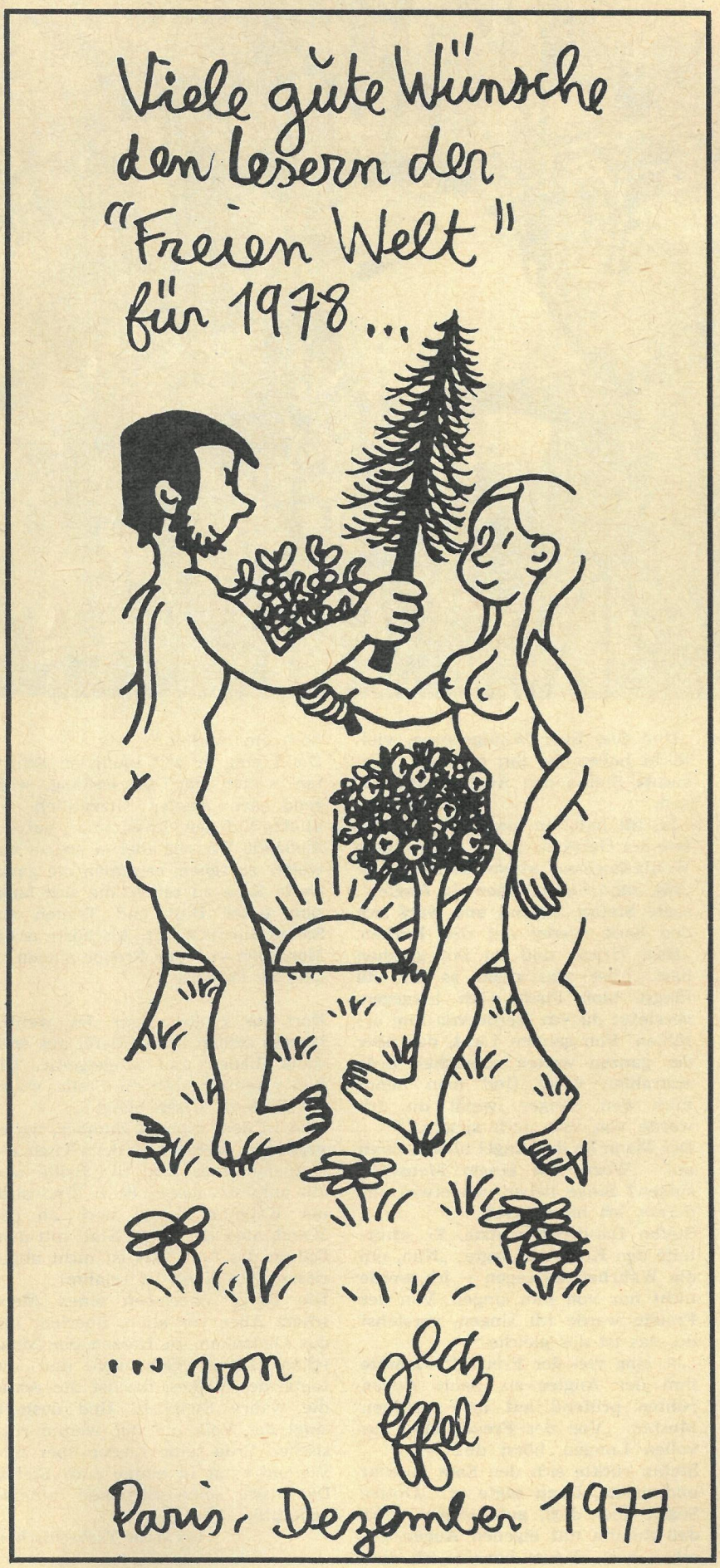
Die Dinge überleben einen Menschen. Aber vor allem überlebt ihn das Gedenken im Herzen der Menschen. Dieses Gedenken und die Liebe des Volkes, das ist die echte, die wahre Ewigkeit. Und deshalb singt das Volk auf der weiten russischen Erde seine Lieder über ihn. Vielleicht hat in einige auch Stefan Danilitsch seine Strophen hineingeflochten.

Aus dem Tschechischen von Gustav Just

Was manche Leute so denken ...

... beweist
– schwarz auf weiß –
Guntram Reissig





Vorspruch für Januar und Februar

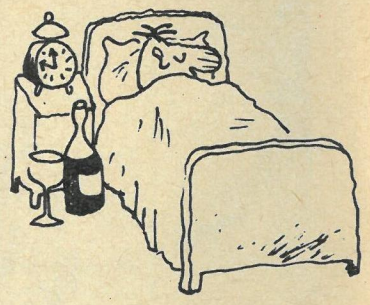
Nun kommt die rauhe Zeit heran,
Da heißt es, sich drein fügen,
Doch Prämien vom Jahresplan,
Sie bringen viel Vergnügen.

Die Anekdote

Sergej Michailowitsch Eisenstein, der Schöpfer des Films „Panzerkreuzer Potemkin", den namhafte Filmkritiker der Welt als „bestes Filmwerk aller Zeiten und Völker" bezeichneten, war, nachdem er so den Weltruhm des sowjetischen Films begründet hatte, 1931 in Berlin. Dort traf er mit dem Schauspieler Emil Jannings zusammen, dessen Darstellung des Professor Rat in dem Film „Der blaue Engel" er sehr bewunderte, den er aber für einen politisch sträflich ahnungslosen Menschen hielt. Um dies zu charakterisieren, berichtet er in seinem Buch „Stationen": „Jannings hatte den ‚Potemkin' wohl mehrere Male gesehen, aber nichts begriffen. Allen Ernstes schlug er mir vor: ‚Drehen Sie einen zweiten Potemkin, diesmal über Katharinas Günstling. Potemkin war einäugig. Wenn Sie den Film machen, schlage ich mir ein Auge aus!'"

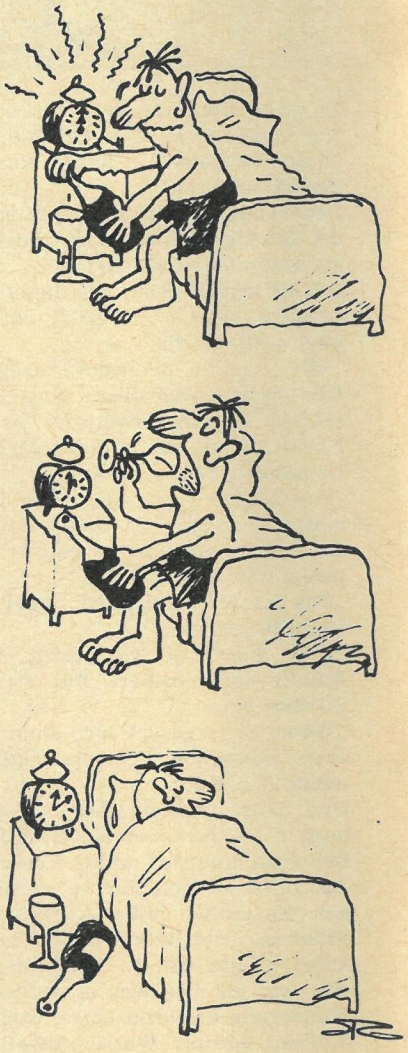
Redaktion: Klaus Pockrandt

Foto: Archiv
Porträtkarikatur von Krylow, 1929



Silvester eines Sonderlings

ausgedacht von Oleg Tesler, Moskau



Winterlied

Nils Werner

Amsel, Drossel, Fink und Star
sind sehr ungezogen:
Als ich grad beim Fernsehn war,
sind sie weggeflogen.

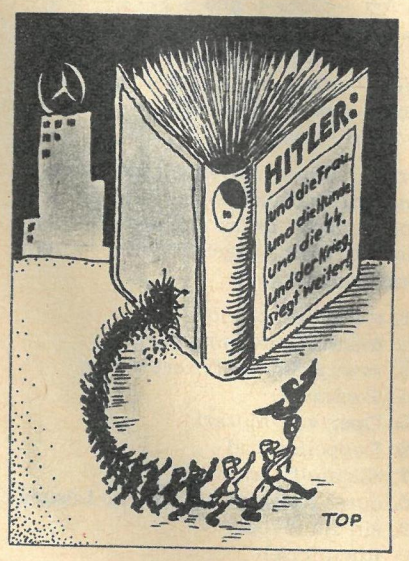
Ich hab' einen Film gesehn
durch die Fensterscheibe.
Und ich bin jetzt, Sie verstehn,
ohne warme Bleibe.

Nun, ich weiß nicht, ob mir graut,
doch es stimmt mich heiter:
Während drin die Röhre blaut,
geht das Leben weiter.

Hat Sie das neue Jahr so angetroffen? . . .

. . . dies wünscht Ihnen – nicht – Edgar Valter, Tallinn

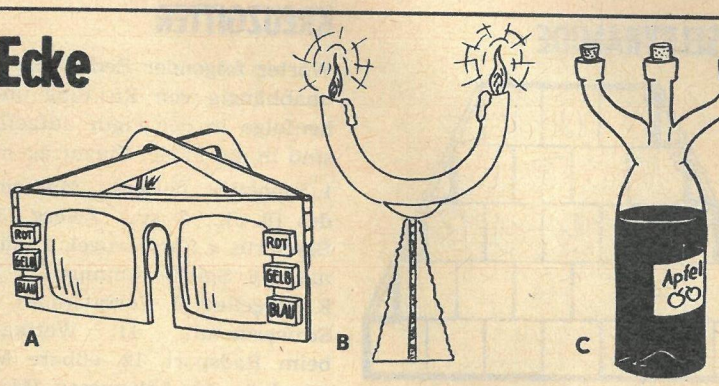
Die politische Karikatur



„Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch!"

Bertolt Brecht

Kleine Erfinder-Ecke



Diesmal Bastelvorschläge von Wilfried Läpke

A. Die Farbfernsehbrille für Schwarzweiß-Fernsehbesitzer (erfüllt einen langgehegten Wunsch!)

B. Wie man aus einem einarmigen Leuchter einen zweiarmigen Leuchter machen kann. Auch von Laien herstellbar. Brandschutzbestimmungen beachten!

C. Die Familienflasche. Nur von Glasbläsern herstellbar. Statt Korken sind auch Schraubverschlüsse möglich!

Zwei kleine Erzählungen aus der „Literaturnaja Gaseta"

Seit 2000 Jahren

„Iwan Iwanowitsch", wendet sich die Sekretärin an den ins Zimmer tretenden Direktor. „In Ihrer Abwesenheit war ein Genosse hier . . . Ich habe mir hier notiert . . . Archimedes."

„Aus welcher Abteilung?" unterbrach sie der Direktor.

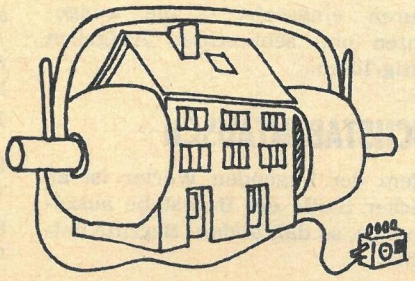
„Das hat er nicht gesagt", erklärte die Sekretärin. „Aber aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Transportabteilung. Denn er sagte: ‚Geben Sie mir einen festen Punkt, und ich hebe die Welt aus den Angeln!' " – „Und, haben Sie ihm diesen festen Punkt gegeben?" „Und wo soll ich ihn hernehmen, Genosse Direktor? Der Plan ist bereits bestätigt, die Fonds sind ausgeschöpft, das Limit überschritten . . . Das wissen Sie doch auch." „Nun, und was sagte er?" „Er meinte: Bereits 2000 Jahre höre ich ein und dasselbe . . ."

FW 1/78

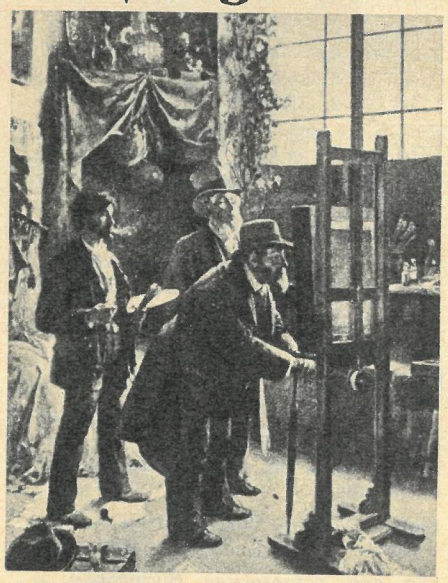
Wie ein Sprichwort entstand

Es begab sich, daß die Bewohner eines Hauses einen mörderlichen Krach erlebten. Es war nachts. Die Bewohner des Hauses erwachten vom Gedonner eines Orchesters, dem Geschrei einer riesigen Menschenmenge, dem Geheule von Motoren und dem Brüllen wilder Tiere. Die verschlafenen Bewohner liefen in den Hof, aber dort gab es weder ein Orchester noch eine Menschenmenge, keine Motoren und keine wilden Tiere . . . Im Hof stand nur ein Jüngling. Und das ganze Getöse kam aus einem Transistorradio, einem winzigen Kästchen. Seitdem sagt man im Volksmund: Viel Lärm aus nichts!

Übersetzt von Adeline Rinas; Vignetten: Martin Kotsch



Nostalgie-Ecke



„Und Sie, junger Mann, malen also immer diese Sachen für die ‚N-Ecke' in der FREIEN WELT?"

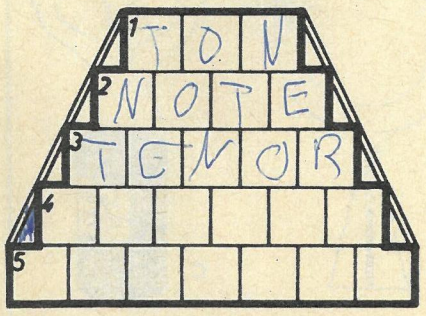
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ~~a~~ – ~~bre~~ – ~~dem~~ – ~~dem~~ – ~~dt~~ – ~~do~~ – ~~e~~ – ~~e~~ – ~~er~~ – ~~ex~~ – ~~feu~~ – genz – gno – ~~i~~ – i – lan – ~~le~~ – ~~lei~~ – ~~li~~ – ~~lo~~ – ~~me~~ – ~~men~~ – ~~mi~~ – ~~mu~~ – ~~nal~~ – ~~ne~~ – ~~ne~~ – o – ~~pel~~ – ~~pfir~~ – rant – ~~re~~ – ~~re~~ – ~~sa~~ – ~~se~~ – ~~sich~~ – ~~sik~~ – ~~spekt~~ – ~~tan~~ – ~~te~~ – ter – ~~trakt~~ – ~~wai~~

sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben – beide von oben nach unten gelesen – ein Goethe-Wort ergeben (ch = ein Buchstabe).

1. elternloses Kind
2. männl. Schwimmvogel
3. svw. Achtung, Ehrerbietung
4. Tonkunst
5. Oper von Mozart
6. Doppelfahrrad
7. Stirnreif (Schmuck)
8. durch Extrahieren erzielte Lösung
9. ein Raubvogel
10. Rheinfelsen
11. chem. Grundstoffe
12. österr. Stadt am Bodensee
13. Kletterpflanze
14. Schlange
15. Anlage zur Salzgewinnung
16. Obstbaumfrucht
17. Unwissender; Dummkopf

RÄTSELPYRAMIDE



Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs (zusätzlich eines weiteren Buchstabens) zu verwenden:

1. Klang, Laut, 2. Schriftzeichen für den Ton, 3. männl. Stimmlage, 4. Amtstracht (Mz.), 5. Geschoß für Feuerwaffen.

SCHACH

Turniersieger: Michaltschischin

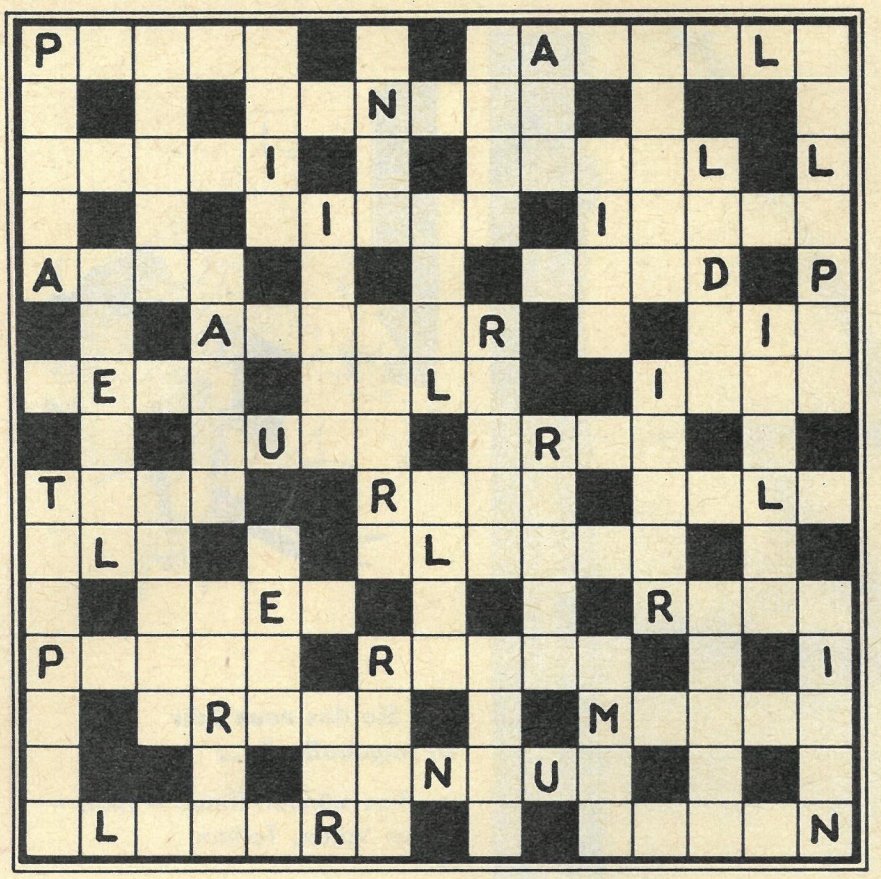
ENGLISCH, A. Michaltschischin (Lwow)—A. Tschechow (Moskau), Turnier der Jungen Meister 1977 (UdSSR-Meisterschaft), Alma Ata: 1. c4 c5 2. Sf3 Sf6 3. Sc3 d5 4. cd S:d5 5. g3 Sc6 6. Lg2 Sc7 7. Da4 Dd7 8. 0—0 g6 9. Dc4 b6 10. b4! Lg7 11. bc b5 12. De4! b4 13. Sg5 Lb7 14. Tb1 h6 15. T:b4! S:b4 16. D:b7 hg 17. D:b4 Tc8 18. c6 De6? 19. d4 Dg4 20. Td1 f5 21. h3 Dh5 22. Dc4! g4 23. h4 Dh7 24. Lf4 Dg8 25. Sd5 Se6 26. c7 Kf7 27. Sb6! Schwarz gab auf.

EINER FEHLT

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Mole – Meier – Pakt – Marne – Haut – Korn – Renner – Mauer – Acht

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen einer altägyptischen Königin.

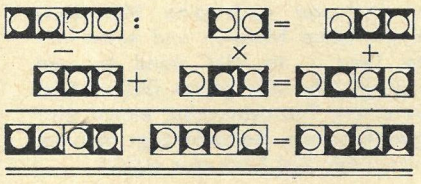


KREUZGITTER

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. genialer norweg. Mathematiker des 19. Jh., 2. svw. Zwerg, 3. engl. Biersorte, 4. Sumpfvogel, 5. Mädchenname, 6. Spielbestimmung, 7. Eiland, 8. Klagelied, 9. Vorratsraum, 10. ein Schwermetall, 11. Wettkampfart beim Radsport, 12. eßbare Meeresmuschel, 13. Lebewesen (Mz.), 14. Mädchenname, 15. westeurop. Hauptstadt, 16. geometrische Figur, 17. Habsucht, 18. Autor des Romans „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", 19. russ. Mädchenname, 20. Teilbetrag, 21. Nachtvogel, 22. europ. Hauptstadt (i. d. Landessprache), 23. ein chem. Element, 24. See in Finnland, 25. Amtstracht, 26. ein Kunststoff, 27. Klebemittel, 28. Stadt am Osthang des südlichen Urals, 29. Backmasse, 30. Flachland, 31. Küchengerät, 32. altruss. Kupfermünze, 33. Lebenshauch, 34. weibl. Stimmlage, 35. Hast, 36. Ausdrucksweise, 37. Bewohner eines asiat. Landes, 38. Heilpflanze, 39. ungar. Männername, 40. Stockwerk, 41. Industriestadt im SW Finnlands, 42. Küchenkraut, 43. Gefrorenes, 44. sowj. Gebirge in Asien, 45. Preisgrenze, 46. Fluß im Kaukasusvorland, 47. große Einfahrt, 48. südeurop. Hauptstadt (i. d. Landessprache), 49. Stacheltier, 50. Gruppe, Schar, 51. Liste, 52. Feingefühl, 53. vorderasiat. Kaiserreich, 54. Verkaufsraum, 55. Wasserstandsanzeiger, 56. Straßenbaumaterial, 57. ein Kegelschnitt, 58. DDR-Schriftsteller (gest. 1964), 59. Oper von Rich. Strauss, 60. Muse der Liebesdichtung.

RATEN UND RECHNEN



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

BUCHSTABENTAUSCH

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:

Garbe – Star – Barke – Bowle – Krim – Wald – Klappe – Lage

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für die Lehre von der Bewegung und den sie hervorrufenden Kräften.

UMSTELLRÄTSEL

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Abel – Luna – Rangen – Tenne – Laden – Mode – Oran – Seni – Rang – Lido – Ornat

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter – nacheinander gelesen – ergeben den (zweiteiligen) Titel einer Oper von Tschaikowski.

Ein Ausspruch des bedeutenden russischen humanistischen Schriftstellers Iwan Sergejewitsch Turgenjew (1818 bis 1883) bildet in diesem Rätsel das Lösungswort, das Sie, liebe Rätselfreunde, auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Kreisfeldern – zeilenweise gelesen und sinngemäß getrennt – finden werden.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91, auf einer Postkarte, weil Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 1. Februar 1978 (Poststempel). Bitte die Marke Rätselquiz Nr. 1 nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. – Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 4/1978 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 47/77

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Tschaikowski, 8. Reis, 11. Maine, 13. Nil, 14. Salep, 15. Linse, 17. Miene, 18. Klee, 19. Uwe, 21. Nut, 22. Lid, 24. Duden, 26. Noll, 28. Bek, 30. Nowosti, 32. Artek, 33. one, 34. Eis, 35. Sol, 37. Pag, 38. Seal, 40. Gasse, 43. Angel, 45. arg, 46. Trier, 47. Repin, 50. Isegrim, 52. USA, 53. See, 54. Dom, 55. Iau, 56. Gin, 57. Aida, 61. Othello, 63. Saratow, 65. Toga, 67. Hue, 69. Sue, 71. Rho, 73. SOS, 76. Rad, 78. Charkow, 80. Irade, 81. Keres, 82. Fez, 83. Tatar, 85. Stilb, 87. Wien, 88. Pas, 90. Met, 92. Lie, 94. Kar, 96. Pensa, 97. Vertrag, 99. Ute, 101. Baar, 102. Tatra, 103. Lem, 105. Egk, 107. Lao, 109. Paar, 111. Eloge, 114. Strom, 116. Ocker, 118. Lei, 119. Anmut, 120. Iasi, 121. Magnitogorsk.

Senkrecht: 1. Tomski, 2. Chile, 3. Aken, 4. Konew, 5. Walm, 6. Iran, 7. Nie, 9. Elen, 10. Sputnik, 12. Niello, 14. Senegal, 16. Sud, 20. Ede, 23. Ilse, 25. Ukas, 26. non, 27. Owens, 28. Bisam, 29. Stiel, 30. Nowgorod, 31. Tip, 36. Ornis, 38. Serge, 39. Lermontow, 41. Sais, 42. Erna, 43. Arie, 44. Geest, 48. Puma, 49. Boa, 51. Regel, 55. Labor, 58. Ida, 59. Stute, 60. Tschechow, 62. Erg, 64. Riesa, 66. Arda, 68. Asket, 70. Ufa, 72. Orenburg, 74. Orkan, 75. Ewer, 76. Ries, 77. Arzt, 79. Orade, 83. Tenne, 84, Salve, 86. Iskra, 89. sie, 90. Matador, 91. Tour, 93. Erbe, 95. Aar, 96. Polewoi, 98. Tampon, 100. Tal, 103. Lot, 104. Bratsk, 106. Keks, 108. Asiat, 110. Ammer, 112. Leim, 113. Elan, 115. Rang, 117. cal.

Kreuzgitter. Waagerecht: Merkur (38), Ferse (22), Lagunen (31), Nenner (40), Strass (57), Dom (14), Uta (66), Ear (17), er (20), Ralf (47), Land (33), Go (24), Lamm (36), Oasen (43), Alai (3), Aar (1), Ter (62), Reh (49), Demeter (13), Tat (64), Sal (55), Not (42), West (70), Eosin (16), Ober (45), AN (5), Epik (19), Sekt (59), ha (28), Ara (7), Amt (9), Lea (34), Agenda (11), Gimpel (26), Rhodium (53), Logen (32), Tassen (61).

Senkrecht: Mandel (37), Rand (50), Ulema (67), rar (52), Duft (15), Fes (23), Enten (18), Star (60), Usboi (68), Norma (41), Radar (54), Ufa (65), Ale (8), Raketen (48), Lorelei (35), Antenne (10), Gajaneh (27), Steps (58), Ada (4), Ero (21), Stern (56), Totem (63), Waran (69), Oka (44), Ist (29), Rallen (51), Padre (46), Klima (30), aero (2), Mode (39), Apis (12), Ahn (6), Gut (25).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Lot, 2. Monte, 3. Peene, 4. Suite, 5. Derma, 6. Samba, 7. Komma, 8. Rurik, 9. Rerik, 10. Latex, 11. Mal. **Von der Zahl nach links:** 3. Pol, 4. Señor, 5. Duett, 6. Seine, 7. Karte, 8. Rommé, 9. Rumba, 10. Lerma, 11. Maria, 12. Batik, 13. Lek.

Raten und Rechnen:

741 : 19 = 39
— × +
181 + 17 = 198
560 — 323 = 237

Einer fehlt: S(i)egel, E(n)kel, S(k)epsis, E(u)len, O(b)st, T(a)ube, S(t)aat, K(o)ran, O(r)der. — Inkubator.

Füllrätsel: 1. Radames, 2. Treiber, 3. Flasche, 4. Traktor, 5. Trawler, 6. Melasse, 7. Sandale, 8. Fassade, 9. Debatte. — Dickwanst.

FREIE WELT RÄTSEL-QUIZ 1/1978

Erster Kosmonaut der Welt
Wüstensturm
Tapferkeit
Tanzschritt
Mädchenname
Fluß in sowj. Fernost
Mädchenname (Kosef.)
Russisch. Haus
Fluß z. Asowschen Meer
Spanisch: Fluß
Hülsenfrüchte
Sangbare Tonfolge
Südamerik. Faultier
Wolganebenfluß
Moskauer Kaufhaus
Franz. Dramatiker des 19. Jh.
Sumpfgebiet
Stoffumschlag
Mädchenname
Unterkunft
Sowj. See in Mittelasien
Wolganebenfluß
Sowj. Flugzeugtyp
Wesensart
Banktechn. Begriff
Niederländ. Maler des 16. Jh.
Französisch: Straße
svw. Ameise
Erfüllungsstand
Belg. Badeort
Spielkarte
Sowj. Gebirge in Asien
Milcheiweiß
Sowj. Presseagentur
Beiboot
Ägypt. Hafenstadt
Schottischer Fluß zur Nordsee
Westeurop. Inselbewohner
Schulterschal
Gerät zum Entwerten von Briefmarken
Asiatischer Zwergbüffel
svw. Vorteil; Wohlbehagen
Zeichen für Tantal
Engl. Anrede
Skandinav. Luftfahrtgesellschaft
Speisefisch
Mädchenname
Flächenmaß
Sowj. Flugzeugtyp
Schlangenfamilie
Dän. Insel im Kleinen Belt
Gefrorenes
Altjapan. Brettspiel
Bezeichnungen
Ärztl. Instrument
Kurort
Obstinneres
Hader, Zank
Wandschmuck
Scharte
Biegung
Handelsgut
Gestalt aus Wagners „Rheingold"
Griech. Sagenkönig von Theben
Windrichtung
Bühnenhaus
Fluß bei Aschersleben
Betrieb, Betriebsabteilung
Hauptstadt der Türkei
Gesichtsteil
Musikal. Bühnenwerk
Edelrost
Stadt in Griech.-Mazedonien
Kunstgriff
Eine literar. Hauptgattung
Vortrag
Mädchenname (Kurzf.)
Kopfbedeckung
Zeichen für Astronom. Einheit
Nebenfluß der Fulda
Blutgefäß
Nordamerik. Fallensteller u. Jäger
Sowj. Biochemiker
Lebeweser
Fehllos
Mönchsgewand
Französisch: nein
Verpackungsgewicht
Abk. für Aktiengesellschaft
DDR-Schriftsteller (gest. 1957)
Handlung
Skatausdruck
Japan. Münze
Eirund
Titelgestalt einer Wagner-Oper
Poln. Schriftsteller
Japan. Wegemaß
Schwed. Stadt östl. Göteborgs
Edelgas
Verhältniswort
Teilbetrag
Programmsprecher
Vogel
Müll-Lagerplatz
Sammlung von Aussprüchen
Staat in Vorderasien
Augendeckel
Schallplattenmarke
Stern im Sternbild Walfisch
Hinweis
Russ. Männername
Zwei zusammengehör. Stücke
Universum
Türk. Titel
Klang, Laut
Gebirgseinschnitt
Dnestr-Nebenfluß
Stadt südl. Moskaus
Gesellschaftstanz
Altspan. Münze
Leichtmetall (Kurzw.)
Schmutzteilchen
Stern im Sternbild Jungfrau
Gewässerrand
Mädchenname
Poln. Mädchenname
Höchster Berg der Türkei
Einfahrt
Abk. für Sowjetunion
Farbe
Radioakt. chem. Element
Gestalt aus „Ulenspiegel"
Ort i. d. Kasach. SSR
Französ. Artikel
Wappenvogel
Vorderindisches Wildrind
Titelgestalt bei Erecht
Titelgestalt bei Strittmatter
Strom i. d. SU
Schwebstoff
Werktätiger

NIMMERKLUG IM KNIRPSENLAND

Bildroman frei nach Nikolai Nossow

von Ingeburg Kretzschmar (Text) und Horst Bartsch/Hille Blumfeldt (Zeichnungen) auf der Grundlage der im Kinderbuchverlag Berlin erschienenen Übersetzung von Lieselotte Romané.

8.

Der Absturz

Die Knirpse glaubten, in großer Höhe würde es warm. Das stimmt aber nicht. Schussel, der nur die Ohrenschützer hatte, wollte es auch nicht glauben. Doch als der Ballon höher und höher stieg, wuchs ihm an der Nase sogar ein Eiszapfen. Die anderen Knirpse hatten blaue Lippen, Nudeldicks Kuchen in den Taschen war von der Kälte knüppelhart geworden, und Rennefix schlug fortwährend die Arme um den Körper. Die Luft hoch oben ist so dünn, daß sie die Wärme nicht halten kann. Und der Frost überzog den Ballon mit Reif. Er funkelte über den Köpfen der Knirpse, als wäre er ganz aus Silber. Auch die Luft in der Gummihülle kühlte sich immer mehr ab. Plötzlich glitt der Ballon in schneller Fahrt in die Tiefe. Sandsäcke zum Abwerfen waren auch keine mehr da. „Wir stürzen ab, wir sterben!" brüllte Nimmerklug. „Nur keine Panik!" befahl Immerklug, „paßt genau auf, wie ich mit dem Fallschirm abspringe, und macht es dann nach, ganz genauso!" Immerklug kletterte auf dem Korbrand. „Achtung, Kameraden!" rief er, „die Fallschirme bereit ... fertig ... los!" Und er sprang in die Tiefe. Rennefix wollte hinterherspringen. Da geschah etwas Furchtbares:

Der Fallschirm blieb an Korbrand hängen. Rennefix verhedderte sich in den Stricken und hing mit dem Kopf nach unten. Die Knirpse erschraken sehr, packten den Schirm und zogen Rennefix in die Gondel zurück. Nimmerklug merkte, daß der Ballon wieder höher stieg. Wir werden auch ohne Immerklug fertig, dachte er.

Und da er nichts gelernt und nichts gelesen hatte, machte er alles falsch. „Halt, Freunde!" rief er und holte sie vom Korbrand herunter. Er spielte jetzt den Anführer. „Es braucht keiner mehr zu springen!" Doch Immerklugs Absprung hatte den Fall des Ballons nur für einen Augenblick aufhalten können. Mit rasender Geschwindigkeit näherte er sich jetzt der Erde.

„Gleich knallen wir auf!" schrie Nudeldick, „Nimmerklug, du mußt einen Entschluß fassen!" Doch ehe Nimmerklug Rat wußte, schlug die Gondel auch schon auf und kippte um. Wie eine Handvoll Erbsen rollten die Knirpse aus dem Korb. Und der Ballon zerplatzte mit ohrenbetäubendem Knall.

Wer führen will, braucht gutes Wissen, sonst ist er sehr bald aufgeschmissen.

Und wie es weitergeht, erfahrt ihr in der nächsten Nummer!

KALENDERBLÄTTER

aus sowjetischen Tageskalendern, durch FREIE WELT ergänzt

JANUAR

1. 1919 – Gründung der Belorussischen SSR

8. 100. Todestag von N. A. Nekrassow, russischer revolutionär-demokratischer Dichter und Publizist (1821–1878). Er entwickelte sich zu einem bedeutenden realistischen Dichter, der sich in seinen Werken zum Anwalt des unterdrückten Volkes, vor allem der Bauern, machte. Leitete seit 1847 die Zeitschrift „Sowremennik"

10. 1918 – Gründung des Komitees zum Schutze von Mutter und Kind in Sowjetrußland
Kalenderspruch: Eine gute Sache spricht für sich selbst!

18. 80. Geburtstag des sowjetischen Dichters A. I. Besymenski (1898–1973)

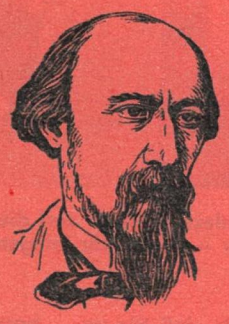
20. Vor 60 Jahren Eröffnung des 1. Allrussischen Gewerkschaftskongresses

21. W. I. Lenin starb 1924 in Gorki (heute Gorki Leninskie) bei Moskau

22. 80. Geburtstag S. M. Eisensteins, sowjetischer Filmregisseur (1898–1948)

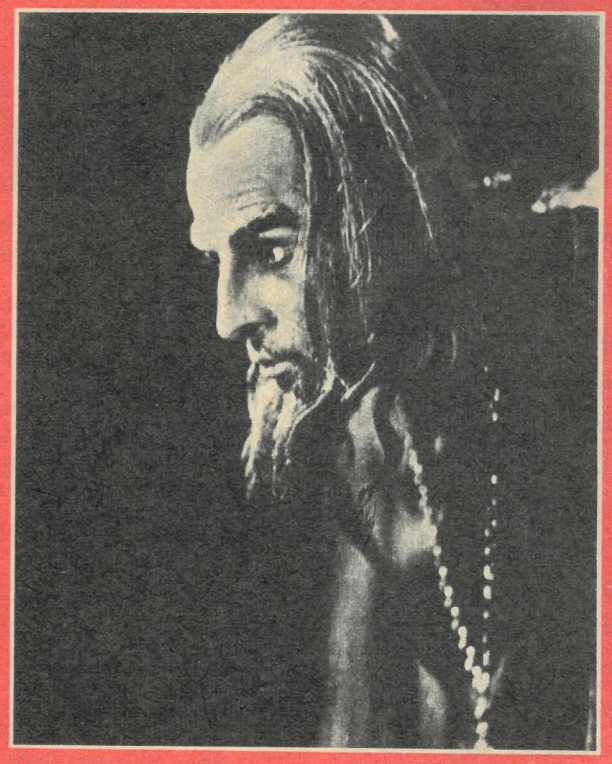
25. 1918 nahm der 3. Allrussische Sowjetkongreß die „Deklaration über die Rechte des werktätigen und ausgebeuteten Volkes" an

28. 125. Geburtstag von José Marti (1853–1895), kubanischer Revolutionär und Schriftsteller, Nationalheld Kubas



N. A. Nekrassow

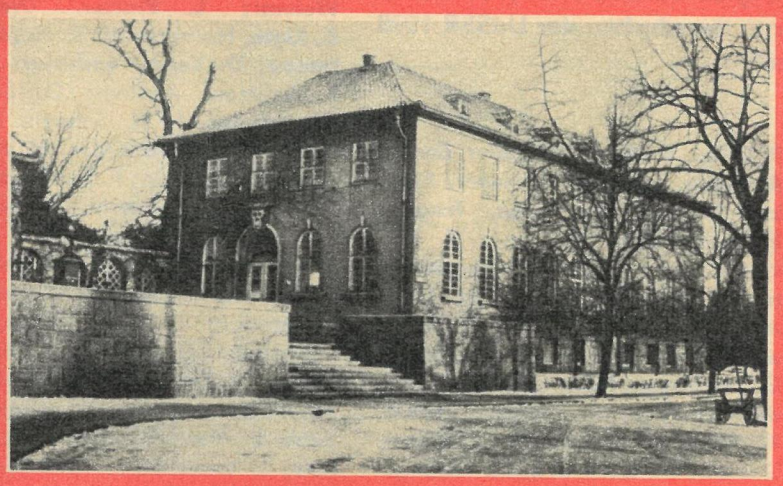
José Marti



Anläßlich des 80. Geburtstages von S. M. Eisenstein gelangt sein Film „Iwan der Schreckliche", Teil 1 und 2, in den DDR-Kinos zur Wiederaufführung. Diesen seinen letzten Film schuf Eisenstein mitten im zweiten Weltkrieg unter schwierigsten Bedingungen in provisorischen Ateliers des 1943 nach Alma-Ata verlegten Mosfilm-Studios.

AUF EINEN BLICK

Bildmaterial: J. Belinski, Archiv
Übersetzung: Adeline Rinas
Redaktion: Jürgen Geitner



Am 12. Januar ist in den Kammerspielen des Deutschen Theaters Berlin Premiere des Wampilow-Stückes **„Letzten Sommer in Tschulimsk"**.

Die Ausstellung **„Thrakische Kunst aus Bulgarien"** wird vom 26. 1. bis zum 15. 3. im Alten Museum, Berlin, zu sehen sein.

Eine **Musikparade zum 60. Jahrestag der Sowjetarmee** findet am 27. 1. im Palast der Republik statt.

Am 22. 1. beginnen in Kamenz, Bezirk Dresden, die Lessing-Tage, in deren Verlauf das neugestaltete Lessing-Museum wiedereröffnet wird. Unser Bild zeigt das Lessing-Museum in einer historischen Aufnahme aus dem Gründungsjahr 1954 (Foto links).

„Lebende Plastiken Rodins", getanzt von Mitgliedern des Leningrader Balletts „Choreographische Miniaturen", einstudiert von dem berühmten Ballettmeister Leonid Jakobson, der seine künstlerische Laufbahn vor 10 Jahren begann (Foto rechts).

2 Monate im Haus der Schwiegereltern; zu ihr dürfen nur weibliche Wesen.

Auf dem Weg zum Standesamt. Noch darf die Braut kein Verwandter – schon gar nicht der Schwiegervater – zu Gesicht kriegen.

Der Bräutigam wohnt seit 2 Monaten zum Ja-Sagen abgeholt. Anlaß für ein

Noch einmal: Adygien

Einer der 80 000 Adygen arbeitet gegenwärtig als Dolmetscher in Grimmen: Leonid Chapatschow. Wir luden ihn nach Berlin ein, damit er für Sie, liebe Leser, „Fortuna" spielt und Ihre Fragen beantwortet, die wir aus über 50 000 Einsendungen „herausklaubten". Leonid Chapatschow (Foto unten) stammt aus dem Dorf Oktjabrski, gelegen direkt am Ufer des Stausees, in dem wir „fliegende Fische" durch Zugriff angelten.

Leonid, herzlichen Dank, daß Sie zu uns nach Berlin gekommen sind. Vor mir liegt ein Stapel Karten mit Anfragen unserer Leser. Else Richter aus Oybin möchte gern wissen, ob auch die Adygen spezifische Brett- und Kartenspiele haben.

Nein. Wir spielen sehr gern „66".

Klaus Kretzschmar aus Landsberg-Golma stellt die merkwürdige Frage, ob die Adygen auch Fahrräder benutzen.

Die Frage ist gar nicht so merkwürdig. Es ist üblich, daß die Kinder mit Fahrrädern zur Schule fahren, aber Männer sieht man selten auf einem Fahrrad, und eine Frau – das ist geradezu unvorstellbar. Noch heute gilt eine Frau hoch zu „Stahlroß" als anstößig.

Regina Ringert aus Saalow möchte gerne wissen, ob man in der Belaja baden kann.

Man kann. Aber wenn die Wassertemperatur weniger als 20 Grad beträgt, baden nur die Kinder. Wir lieben keine „Ostsee"-Temperaturen".

Klaus-Dieter Lingner aus Berlin interessiert sich für die adygeische Kunst und fragt, welche Materialien bevorzugt werden?

Holz und Metall. Außerdem ist es sehr verbreitet, zum Beispiel Matten und Einkaufstaschen aus Riedgras zu fertigen. Sie wissen sicher, daß es bei uns zwei Gruppen von Ornamenten gibt: erstens Tier- und Pflanzenornamente und zweitens geometrische Ornamente. Für die Riedgrasarbeiten eignen sich die geometrischen Ornamente sehr gut.

Marie-Luise Lingner interessiert, woher die klangvollen adygeischen Vornamen kommen?

Wir haben eine sehr wechselvolle Geschichte – teilweise sind unsere Namen türkischen, auch arabischen Ursprungs.

50 429 Einsendungen

erreichten uns zum Preisrätsel des Adygien-Sonderheftes (FW 40/77). Wir setzen unsere Sammelserie über Völkerschaften der UdSSR 1978 fort und berichten über „Die Karelier".

1. PREIS 1000,– Mark: B. Vollbrecht, Stralsund; 2. PREIS 500,– Mark: B. Pommerenke, Potsdam-Babelsberg; 3. PREIS 250,– Mark: D. Wetzel, Dresden; 4. PREIS 100,– Mark: G. Lipfert, Ehrenhain; 5.–34. PREIS je 50,– Mark: R. Schiemann, Zilten-dorf; M. Bitterlich, Ebersbach; P. Franke, Berlin; M. Stefaniak, Berlin; D. Morgenstern, Meerane; H. Grohmann, Dresden; H. Christoph, Delitzsch; Ch. Handke, Berlin; B. Winkler, Torgau; I. Gassel, Magdeburg; A. Großgebauer, Merseburg; E. Uhlmann, Karl-Marx-Stadt; R. Küchler, Kurort Rathen; R. Teitge, Berlin; R. Mandler, Berlin; A. Haug, Leipzig; H. Heyer, Blankenfelde; R. Naumann, Torgau; E. Westphalen, Wismar, z. Z. Kalkutta/Indien, MS „Neubrandenburg"; M. Peter, Berlin; H. Lachmann, Dresden; P. Dahler, Eberswalde-Finow; B. Hauche, Gabow; G. Teschoppe, Kodersdorf; A. Schröder, Kamenz; A. Ganzer, Zerbst; W. Nitschke, Cochstedt; U. Müller, Dessau; H. Zels, Seebad Heringsdorf; L. Stillich, Karl-Marx-Stadt; 35.–74. PREIS je 25,– Mark: D. und H. Zielosko, Böhlitz-Ehrenberg; E. Demelwitz, Mosbach; U. Zalesky, Heiligenstadt; Ch. Eckert, Weißenfels; M. Hachelberg, Karl-Marx-Stadt; A. Fatschild, Berlin; E. Bartsch, Weimar; L. Platzer, Dresden; K. Klote, Halberstadt; B. Hopf, Lübbenau; D. Vogel, Karl-Marx-Stadt; R. Leutzow, Anklam; G. Sachse, Uhsmannsdorf; H. Smyreh, Riesa; P. Beuch, Schwedt/Oder; H. W. Stegemann, Demmin; F. Schubert, Welzow; E. Glinkowski, Altenburg; H. Stammer, Leipzig; E. Obst, Altenburg; W. Schwarz, Seelow; W. Schornach, Leipzig; S. Wunderlich, Magdeburg; E. Löscher, Grumbach; I. Drechsel, Gutenfürst; N. Krüger, Riesa; B. Treydte, Stralsund; K. Schulz, Ludwigslust; W. Klugmann, Suhl; E. Naujoks, Annaberg-Buchholz; L. Grobner, Karl-Marx-Stadt; R. Preissler, Eisenach; Ch. Heider, Strehla; K. Maiwald, Altenburg; H. Liebeck, Dresden; K. Keller, Naumburg; Ch. Hain, Leipzig;

fernab der Braut bei einem Freund. Er wird Gläschen in Ehren ...

Für Minuten Hand in Hand, dann macht sich der Bräutigam davon, die Braut bleibt im Haus ...

Ein alt-adygeisches Bescheidenheits-Gesetz schreibt vor, daß sie sich mit seinen Verwandten – auch nach dem Hochzeitstag – nur zufällig treffen darf. Heutigentags wird dem Zufall kräftig nachgeholfen ...

LESERECHO

Sie haben einen russischen Vornamen?

Mein Vater hatte einen russischen Kollegen. Er schätzte ihn sehr und gab mir seinen Vornamen.

Gisela Gemballa aus Stendal ist darüber erstaunt, daß für „Tschetlibsh" 200 Gramm Butterschmalz angegeben sind, und fragt: Wird in Adygien alles so fettreich zubereitet?

Wir Adygen essen nicht gerade kalorienarm. Aber so fett werden bei uns eigentlich nur Gerichte zubereitet, zu denen man Hirse- oder Maisbrei ißt. Ansonsten ist unsere Küche sehr gesund – es gibt viel Obst und Gemüse.

H. Glomba aus Schwedt ist von den adygeischen Sprichwörtern begeistert und wüßte gern, ob sie auch heute noch oft gebraucht werden.

Nicht alle, aber die meisten. Ich kenne keinen älteren Adygen, der sein Gespräch nicht mit vielen Sprichwörtern würzt.

Eva Bradler aus Berga schreibt: In Adygien werden beim Geflügelessen dem Ehrengast die Flügel vorgesetzt. Bei uns würde man doch das Stück geben, das das meiste Fleisch hat, z. B. die Keulen ... ?

Wir finden die Flügel am schmackhaftesten. Deshalb bekommt sie der Gast.

Anke Richter, Seifhennersdorf, fragt: Was zeichnen Adygenkinder eigentlich am liebsten?

Ich glaube, die Sonne ...

Dieter Popp, Berlin, möchte wissen, ob die Adygeische AO Schachspieler von internationaler Klasse besitzt.

Nein, bis jetzt leider nicht.

Helene Zumer, Annaberg, fragt: Sind Adygen und Tscherkessen verschiedene Völkerschaften?

Ja. Heute gibt es die Adygeische AO und die AO der Karatschaier und Tscherkessen. Allerdings ist ihre Sprache ähnlich.

Carmen Schmidt, Calau, interessiert sich für adygeische Hochzeitsgepflogenheiten. Leonid, einige alte Bräuche, die Verehrung des Alters beispielsweise, finde ich sehr schön. Aber mit den adygeischen Hochzeitsgepflogenheiten kann ich mich gar nicht befreunden.

Ich auch nicht.

Zum Beispiel finde ich es geradezu traurig, daß die Eltern der Braut nicht zur Hochzeit dabei sein dürfen.

Mit den Verwandten der Braut wird doch zwei Monate später noch einmal gefeiert. Sie dokumentieren durch ihr Fernbleiben ihre Bescheidenheit. Bei den Adygen ist Bescheidenheit wirklich eine Zier ... Sie sprachen von der Verehrung des Alters. Meine Oma ist 100 Jahre alt. Nichts in unserer Familie geschieht ohne ihre Zustimmung.

Anette Bleier aus Warnemünde möchte wissen, welche Spiele die adygeischen Kinder bevorzugen.

Sehr beliebt ist das „Trieselspiel". Der Triesel besteht aus einem Rinderhorn, das mit einer Peitsche zum Trieseln gebracht wird. Das ganze spielt sich auf einer vereisten Fläche ab.

Leonid, sehr viele Leser wünschen sich einen adygeisch-deutschen Briefwechsel. Können Sie uns Adressen nennen?

Ich werde meinen Urlaub zu Hause verbringen. Zurück komme ich dann mit einem ganzen Bündel Adressen, einverstanden?

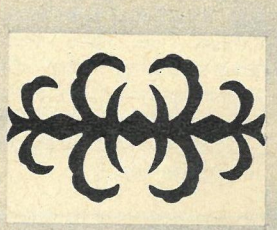
Einverstanden. Bitte, liebe Leser, gedulden Sie sich, wir senden Ihnen die Adressen zu.

Fotos: Krüger, Steinberg (1); Text: Reller

I. Fullrich, Babelsberg; A. Bobkowski, Potsdam; W. Urbas, Leningrad; 75.–139. PREIS je 10,– Mark: H. Schreiber, Gotha; R. Voigt, Weißenfels; W. Sliwka, Dalberg; O. Kasten, Völschow; R. Uhlig, Greifswald-Schönwalde; A. Seidewitz, Schleinitz; G. Hoffmann, Magdeburg; A. Ficker, Aue; S. Justi, Leipzig; A. Dornblut, Dresden; E. Saupe, Berlin; G. Zoch, Berlin; E. Müller, Quatitz; B. Elbruda, Kalbe; E. Müller, Berlin; R. Fries, Magdeburg; L. Gülland, Radebeul; W. Fritsche, Altenburg; M. Glöckner, Olbernhau; G. Lipp, Engelsdorf; S. Schmidt, Schmiedeberg; E. Topel, Greifswald; G. Prade, Schwerin; E. Kaiser, Berlin; H. Bohn, Zeitz; K. Schulz, Zittau; F. Engelmann, Hoyerswerda; H. Burkhardt, Ilmenau; V. Paulke, Berlin; H. Ackermann, Zwickau; W. Berthold, Dresden; A. Nolte, Berlin; R. Maretzki, Berlin; M. Zimm, Berlin; H. Kröger, Brandenburg; M. Bussäus, Berlin; W. Ehrich, Berlin; B. Ernst, Berlin; D. Dose, Neubrandenburg; A. Sonnenburg, Brandenburg; P. Michalke, Senftenberg; I. Freitag, Sonneberg; St. Zink, Karl-Marx-Stadt; H. Busch, Sangerhausen; S. Löchelt, Borna; D. Neues, Suhl; I. Klinke, Meiningen; A. Fietz, Aschersleben; E. Gramatzki, Staucha; R. Ziegler, Rostock; Ch. Sobottka, Halle; I. Graf, Leipzig; M. Rosenberger, Karl-Marx-Stadt; A. Kühn, Breitungen; R. Trentzsch, Jössnitz; H. Lauenroth, Halle; H. Münch, Dresden; K. Pesenecker, Staßfurt; J. Schwalke, Berlin; D. Kroker, Fürstenwalde; G. Schörter, Riesa; U. Wolter, Lübbenau; M. Schäffner, Raguhn; R. Stuhl, Dresden; W. Böhm, Bettenhausen; 140.–141. PREIS je ein Dolch: M. Paul, Biendorf; H. Lindner, Berlin; 142.–143. PREIS je ein Kamm: G. Scholz, Rostock; O. Ludwig, Suhl; 144.–145. PREIS je ein Trachtenpüppchen: E. Hellwig, Löderburg; P. Melcher, Potsdam; 146.–147. PREIS je ein Trinkhorn: M. Reichert, Dessau; Brigade „DO u. RE" des VEB Komm. Wohnungsverwaltung der Stadt Dresden; 148.–188. PREIS je ein Holzlöffel: R. Banerjee, Leipzig; H. Vathke, Brandenburg; G. Hornburg, Cottbus; B. Buder, Stralsund; M. Jeschke, Egeln; E. Kasper, Weißenfels; F. H. Pahlke, Magdeburg/Buckow; K. H. Scharf, Eisenach; H. Schädlich, Leipzig; A. Bähr, Stralsund; M. Lenz, Piesteritz; A. Hagemeister, Schwerin; G. Bothe, Cochstedt; A. Wienecke, Weimar; E. M. Dudde, Stralsund; R. Lange, Halle-Neustadt; W. Möritz, Roßlau; B. Hänsicke, Hohenfinow; M. Pahlke, Schwerin; V. Domaratius, Limbach-Oberfrohna; I. Sahl, Bernburg; M. Romeiß, Arnstadt; J. Treuner, Weixdorf; E. Blümlein, Wittenberge; I. Etzold, Borna; A. Merolt, Berlin; Lehmann, Erfurt; G. Kiel, Erfurt; A. Angermann, Halle-Neustadt; R. Krüger, Potsdam; W. Seidel, Neubrandenburg; M. Smyrek, Riesa; R. Lange, Berlin; A. Kops, Karl-Marx-Stadt; I. Fehn, Beulwitz; H. Domning, Ueckermünde; F. Barich, Frankenberg; H. Feigel, Berlin; S. Philipp, Dresden; E. Rischling, Neubrandenburg; U. Schulze, Frankfurt/O.; 189.–190. PREIS je eine Metallprägung: J. Welzel, Limbach-Oberfrohna; D. Pfützner, Heiligenstadt.

Die Lösungsworte lauten:

Kaukasische Gastfreundschaft



Notizen einer Eislaufprinzessin

Ja, das Temperament...

Fortsetzung von Seite 27

treten, nur ein Thema, das Lieblingsthema – der Partner.

Dabei sind wir uns in allen Sprachen einig: Wir, die Läuferinnen, sind selbstverständlich der bessere Teil eines Paares!

Über Zukunftspläne sprechen wir in der Garderobe, über die Möglichkeiten des weiteren Trainings... Über Kino, Musik, Mode. Über unsere Kostüme – wo und von wem sie geschneidert werden...

Ich lasse meine Kostüme meist im Moskauer Atelier für Sportbekleidung auf der Pjatnizkaja anfertigen. Eine Zeitlang wurden sie in den Werkstätten des Bolschoitheaters genäht. Dort sind natürlich die Meister wahre Künstler, sie schaffen dann auch schöne Kunstwerke, aber keine Sportkostüme. Zu meinem Laufstil passen strenge Linien, Klarheit brauche ich, ein allzu buntes Spektrum ist nichts für mich. Für mich ist das Paarlaufkostüm ein echtes Sportkostüm, überflüssiger Zierrat eignet sich nicht dafür. Ein Kleid mit Tendenz zur Estrade können sich wohl eher die Tänzer leisten.

Das Fernsehen hat das Interesse für die Kostüme der Eiskunstläufer meines Erachtens zu sehr betont:

„Die Partnerin trägt ein Kleid in den Farben des Bernsteins mit silberner Stickerei, der Partner – einen eleganten blauen Anzug."

Das erinnert an eine Modenschau.

Die Hauptsache ist doch noch immer, wie man läuft, und nicht, was an einem glitzert.

Übrigens, der Bildschirm ist ein großer Betrüger. Nicht alle Zuschauer wissen das. Das Fernsehen, das unserem Sport so große Popularität verschafft hat, zeigt ihn dem Wesen nach nicht als das, was er wirklich ist. Die Darstellung auf dem Bildschirm ist nicht räumlich. Ich habe mich davon überzeugt, daß ein Sportler, der beispielsweise mit hoher Geschwindigkeit läuft, diesen Vorzug auf dem Bildschirm verliert. Ob die Bildröhre nun groß oder klein, die Übertragung in Farbe oder schwarzweiß ist, immer schwindet dabei das Gefühl der Weite, des Raumes, der Eindruck des Fliegens.

Im Gegensatz dazu sehen die langsamen Laufpassagen auf dem Bildschirm schöner aus als in Wirklichkeit. Die Eistänzer haben also mehr Glück als wir. Sie nutzen die gesamte Eisfläche nicht in diesem Umfange aus wie die Paarläufer, aber ihre Drehungen und Verbindungen werden auf dem Bildschirm außerordentlich wirksam widergespiegelt, es sieht sogar so aus, als ob sie sich schneller bewegen würden als ein Sportpaar, das jedoch in Wirklichkeit eine viel höhere Geschwindigkeit erreicht.

Die Kraft des Gleitens über das Eis erfasse ich über den Klang der Schlittschuhe, über die Zähne an ihren Spitzen. Im Fernsehen hören die Zuschauer hauptsächlich die Begleitmusik, darauf achten sie, das Eis hören sie nicht...

Aus diesen Gründen – obwohl nicht nur deshalb – irrt sich der Fernsehzuschauer nicht selten in seinen Bewertungen, er beschuldigt die Kampfrichter der Subjektivität in Fällen, in denen er selbst nicht objektiv urteilt.

Zum Bewertungssystem mache ich mir so meine eigenen Gedanken. Ich halte es für konservativ, es tritt auf der Stelle. Anders im Turnen. Dort bevorzugt die Punkteskala komplizierte Übungsteile, belohnt neue, originelle Elemente. Eine gerechte Bewertung, eine progressive Bewertung, das heißt für mich – Neuerertum.

Im Eiskunstlaufen gibt es das nicht. Offensichtlich werden deshalb im Turnen immer wieder mehr neue Details in den Küren und Verbindungen entwickelt als in unserer Sportart.

Die andere Seite

Zurück zur Schaulauf-Tournee.

In den Garderoben erzählen wir auch, wer wie und wieviel trainiert, wie wir die Musik auswählen – selbständig oder mit Hilfe des Trainers. Überhaupt wird die Rolle des Trainers erörtert, sie ist aber bei uns von der in den westlichen Ländern sehr unterschiedlich.

Ich will an dieser Stelle noch einmal unterstreichen, daß der Sportler auf dem Eis dem Zuschauer in der Hauptsache seine Ausführung des Laufes zeigt, daß der schöpferische Teil der Kür, die Inszenierung aber – dem Trainer gehören. Das sind seine Ideen, seine Seele, ausgedrückt in unseren Bewegungen.

In den kapitalistischen Ländern des Westens sieht die Sache meist anders aus. Der größte Teil der aufbauenden Arbeit liegt auf den Schultern des Sportlers selbst. In den USA und in Kanada bezahlt der Sportler (oder dessen Eltern) die Arbeit des Trainers. Ein hochqualifizierter Trainer erhält dort für 20 Minuten Arbeit mit einem Eiskunstläufer 10 bis 12 Dollar. Er muß also, um auf sein Geld zu kommen, außer mit seinen hauptsächlichen Schülern noch mit vielen anderen arbeiten, ob nun diese Läufer eine sportliche Perspektive haben oder nicht – das ist unwichtig, von Bedeutung allein ist der Erlös aus dieser Arbeit.

Die amerikanischen Eiskunstläufer bezahlen auch das Eis, nach anteiligem Prinzip: Sie können sowohl die gesamte Eisfläche mieten als auch die Hälfte oder ein Viertel für zwei Stunden...

Da das alles nicht billig ist, haben diese Sportler eine andere Methode des Einlaufens – im Vergleich zu uns. Sie üben zuerst nicht die Schritte, sie beginnen von der ersten Sekunde an zu springen und Hebefiguren auszuführen, weil die Zeit ihnen teuer ist...

Während des Trainings üben sie ihre Kür in einem Zug durch, sie kennen nicht den Begriff „Durchlaufen der einzelnen Teile". Auch den Proben der einzelnen Figuren, jeder Verbindung, widmen sie nicht so große Aufmerksamkeit wie wir. Ihre sportliche Form holen sie sich in der Zeit der Schauläufe, in denen sie sehr oft auftreten.

Wenn die Amerikaner und Kanadier bei uns starten und hier trainieren können wie noch nie, dann wird für sie dieses Training zur großen Freude, ein Training, für das sie nicht zu bezahlen brauchen – eine doppelte Freude.

Als Toller Cranston zu Schauläufen nach Moskau gekommen war, trainierte er auf dem Eis von Lushniki soviel wie noch nie in seinem Leben – von morgens bis abends nahezu ohne Pause.

Überhaupt Toller Cranston. Seinen Körper beherrscht er artistisch. Sein Programm „Bajazzo" hat mir gefallen. Doch wir, die Sportler, haben uns zu Toller Cranston immer ein wenig ironisch verhalten. Er ist Künstler, er ist Artist, aber ein Sportler ist er nicht. Für uns ist gerade das ein ernsthaftes Kriterium. Wir wissen aus Erfahrung: Etwas zu können, das ist die eine Seite, die andere, alles, was man kann, dann zu zeigen, wenn es notwendig ist. Und das zeigen, wenn es sein muß, nämlich zu den großen Wettkämpfen, das konnte Toller Cranston nicht. Nicht ein einziges Mal habe ich gesehen, daß er alle drei Arten des Programmes, Pflicht und Kurzkür und große Kür, gleichmäßig durchlaufen wäre. Der Eiskunstlauf der Männer aber ist ein Dreikampf.

Im Herzen bin ich leicht

Wir laufen in Europa, wir laufen in Amerika. Die Tournee durch das westliche Europa gibt mir im Sinne des Erlebens nicht viel. Die Organisatoren legen ihre ganze Kraft darein, innerhalb von zwanzig Tagen fünfzehn Veranstaltungen in fünfzehn verschiedenen Staaten zu ermöglichen. Wir sehen nichts. Wir schaffen es gerade so, vom Flugplatz ins Hotel zu eilen und dort unsere Reisetaschen und Koffer auszupacken und uns für den Auftritt vorzubereiten. Mein Eindruck von jeder Westeuropa-Tournee ist immer der des endlosen Öffnens und Schließens der Koffer.

Auch hinter dem Ozean ist die Tournee für uns kein Vergnügen. Die „Truppe", die aus den besten Eiskunstläufern der Welt zusammengestellt wird, heißt dort in den Vorankündigungen „All Stars" – alle Sterne. Für die Zuschauer sind wir auch „Stars", so beobachten sie uns. Die sowjetischen Läufer treten gewöhnlich im zweiten, im stärksten Teil der Veranstaltung auf, und jede Darbietung müssen wir, wie es bei uns heißt, „aus voller Patrone" laufen. Unter drei Auftritten geht es dabei nie ab. Doch diese Tournee ist für uns eine Tournee des Prestiges. Wir vertreten unser Land, und wir vertreten es würdig...

Die größte Belohnung und die schönste zugleich für das ganze Jahr erwartet uns dann im eigenen Land – die langersehnte Tournee durch die Heimat.

Wir treten so oft auf, wie wir nur können, und noch mehr – buchstäblich bis zum Umfallen. Auf überdachten Eisflächen, auf offenen – wie es gerade kommt. Das Publikum ist das beste, das ich kenne. Alle freuen sich, daß wir gekommen sind, daß wir für sie übers Eis laufen – allein schon dafür ist uns jeder Zuschauer dankbar.

Ich entsinne mich, es war in Barnaul, ich ging zur Post und wollte Bücher nach Hause schicken. Ein Mütterchen wandte sich an mich, ich möge ihr beim Beschriften eines Päckchens helfen. Sie schaute mich ein zweites Mal an und sagte:

„Töchterchen, bist du nicht die Rodnina?"

„Ja."

„Meine Liebe, ihr habt doch heute Schaulaufen. Kannst du mich nicht in die Vorstellung bringen?"

Ich bat sie, eine halbe Stunde vor Beginn der Veranstaltung zum Diensteingang zu kommen.

Sie rief vor Freude: „Liebe, zwei Stunden eher bin ich da, wenn es sein muß!"

Wenn ich könnte, würde ich wohl jedesmal Dutzende von Menschen mit in die Vorstellung schleppen, besonders Kinder und Schüler.

Die Tournee durch unser Land geht zum großen Teil durch die Städte Sibiriens, und wir sind außerordentlich gut gelaunt. Die Saison ist vorbei, alle ihre Prüfungen liegen hinter uns, die Menschen, die wir hier treffen, sind einfach und herzlich, und wir begreifen, wie wir zu laufen haben, um ihnen für ihre Gastfreundschaft zu danken.

Ich laufe aufrichtig, aus ganzem Herzen, ich fühle nicht nur den Genuß des eigenen Laufens, sondern auch die Freude jener, die zuschauen, und ich schenke ihnen Freude, ohne zu geizen...

Solche Augenblicke voller Selbsthingabe sind selten. Doch man muß sie nur ein einziges Mal empfunden haben – und man strebt immer wieder nach ihnen. Man möchte immer wieder diesen wunderbaren Zustand des völligen Zusammengehens mit dem Zuschauersaal erleben – du lächelst und der Zuschauer lächelt – du senkst den Blick und der Zuschauer folgt dieser kleinen Bewegung – du läufst und alle laufen gleichsam mit dir mit. Ich verlasse das Eis und habe kaum noch die Kraft für die wenigen Schritte bis zur Garderobe. Im Herzen aber bin ich so leicht...

Dieses Gefühl ist mit nichts zu messen, es hängt nicht von der Menge der Blumen ab, die aufs Eis geworfen werden, nicht von der Dauer und der Lautstärke des Applauses. Dieses Gefühl steigt aus der Tiefe der Seele auf.

Ich liebe das Finale bei den Schauläufen, wenn wir alle gemeinsam im Kreis über die Eisfläche laufen. Wir sehen den ganzen Saal mit einem Male, alle Menschen. Sie streben zu uns, wir aber – zu ihnen.

Mein ganzes Leben lang werde ich das in Erinnerung behalten.

ENDE

Übersetzt von Gertraud Ettrich; bearbeitet von Dieter Potzel
Fotos: ADN-ZB (2), A. Botschinin

11. KONGRESS

19.–20. Mai 1978
Palast der Republik

Drachenfels-straße 2

Da tragen an einem milden Wintertag zwei Männer ein nicht schweres, doch ziemlich unhandliches Etwas aus hellem Holz und rot-weiß-kariertem Stoff ins Haus, steigen vorsichtig Stufe um Stufe hoch, um dann an einer Wohnungstür zu klingeln, die kein Namensschild trägt. Nur eine Nummer. Die 5. Eine junge Frau in gelber Bluse öffnet. „Poschaluista", sagt sie einladend. Bitte. Dann begrüßt Jewgeni Polowanny seine Gäste: Professor Becher, den Vorsitzenden der Bezirksorganisation Berlin unserer Freundschaftsgesellschaft, und Heinz Franze, den stellvertretenden Bezirkssekretär. Der Hausherr ist 23 Jahre alt, groß, sehr schlank und sichtlich befangen. Nur Igor, 21 Monate jung und schon sehr sicher auf den kleinen Beinen, läßt sich von den fremden Onkels nicht aus der Ruhe bringen. Im Nebenzimmer schläft Brüderchen Andrej, künftiger Besitzer jenes Etwas, das nun mitten in der Stube steht: eine prachtvolle Wiege.

Sie war mir damals schon aufgefallen, als ich mich im Gebäude des Nationalrates der Nationalen Front umschaute, wo etwa 500 Exponate, die aus allen Bezirken nach Berlin geschickt worden waren, darauf warteten, in einer Ausstellung im Zentralen Haus der DSF gezeigt zu werden. 500 der schönsten und originellsten Arbeiten von rund 280 000; Geschenke für unbekannte Sowjetbürger, geschaffen von Arbeitsgemeinschaften, Zirkeln, Brigaden und Einzelpersönlichkeiten unseres Landes, unprotokollarische Geburtstagspräsente zum Roten Oktober, sehenswertes Ergebnis der Gemeinschaftsaktion „Meinem besten Freund".

Längst hatten die Geschenke ihren Weg ins Sowjetland angetreten. Nur: Die Wiege war in Berlin geblieben, um hier den richtigen Besitzer zu finden – ein Kind sowjetischer Eltern, geboren am 60. Jahrestag, am 7. November. Und eben dieses Datum wird später in Andrejs Ausweis stehen. Sein Vater trägt Uniform und ist seit fünf Jahren

Soldat der Sowjetarmee – stationiert in unserer Republik. Er besuchte eine Unteroffiziersschule und ist jetzt Fähnrich; das Dorf Kesowa Gora im Kalininer Gebiet nordwestlich von Moskau ist seine Heimat. Nach seiner Schulzeit ging er ins Traktorenwerk von Pawlodar in Kasachstan und arbeitete hier als Tischler. Und Tischler ist auch jener Mann, der die Wiege baute: Klaus Urban von der Weißenfelser Straße 2 in Lösau im Chemiearbeiterbezirk Halle.

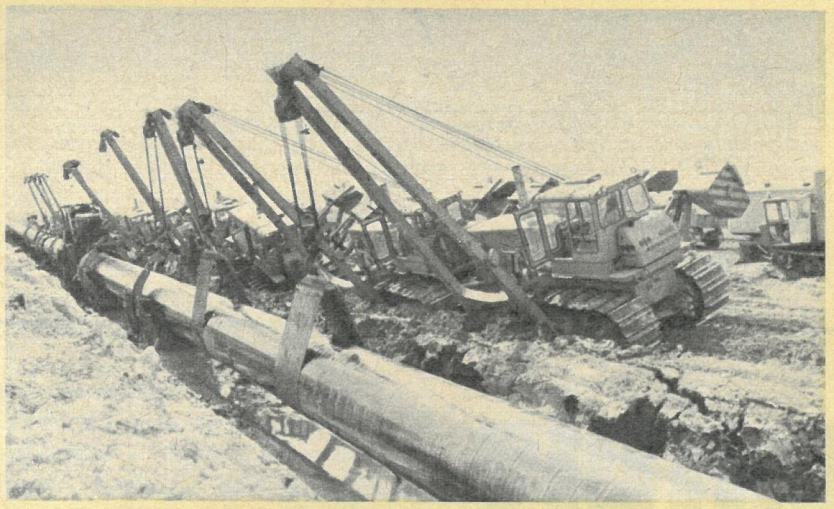
Jewgeni lernte seine Frau, die Igor eben freundlich belehrt, daß Gläser zum Trinken da seien und nicht zum Auf-den-Boden-Werfen, während eines Soldatenurlaubs in seinem Dorf kennen. Sie war Verkäuferin im Nachbarort. Beide stammen aus bäuerlichen Familien. Und beider Väter waren aktiv an der Zerschlagung des Faschismus beteiligt, waren Soldaten vom ersten Tag des Krieges an. Vielleicht auch deshalb: Jewgeni wird, nach seinen Zukunftsplänen befragt, Soldat bleiben. Das Haus, in dem er mit Valentina und seinen Kindern lebt, liegt in Karlshorst, jenem Berliner Stadtteil, dessen Name vor allem deshalb so bekannt wurde, weil hier vor nunmehr fast 33 Jahren der deutsche Faschismus seine bedingungslose Kapitulation unterschreiben mußte. Und das in erster Linie dank jener ruhmreichen Armee, die in ein paar Wochen den 60. Jahrestag ihrer Gründung begeht.

Noch weiß Andrej nichts von alledem. Wenn er seinen 40. Geburtstag feiert, wird auf allen Kontinenten der 100. Jahrestag des Roten Oktober festlich begangen. Bis dahin muß Andrej noch ganz schön wachsen. Im Nebenraum gibt ihm Valentina die Brust . . .

Tage später haben die Polowannys an Klaus Urban geschrieben: „Wir sind von Ihrer Aufmerksamkeit tief ergriffen und empfangen das Geschenk als Ausdruck ständiger Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen unseren Völkern."

HORST GOLDSCHMIDT

Foto: Peter Noppens



Am DDR-Abschnitt der Erdgasleitung Orenburg – Westgrenze der UdSSR

FÜR SIE

am Ball:
Heidi Mäder

Ein internationales Kollektiv

Zu FREIE WELT-Berichten über die Drushba-Trasse (Hefte 9, 11, 25 und 31/77) schrieb mir Günter Klose, Halberstadt: „Da Jugendliche vieler sozialistischer Staaten an der Trasse arbeiten, möchte ich wissen, welcher Kontakt zwischen den Brigaden besteht und wie die Gesamtleitung dieses Riesenprojekts unter Mitwirkung so vieler Länder organisiert ist."
Mit Ihrer Frage, lieber Herr Klose, habe ich mich an Wilfried Munser, stellvertretender Leiter der Abteilung Drushba-Trasse beim Zentralrat der FDJ, gewandt:

FW: Wie wird der Bau der Erdgasleitung Orenburg – Westgrenze der UdSSR geleitet?
W. Munser: Auf der XXVIII. RGW-Tagung im Juni 1974 in Sofia wurde ein Generalabkommen über die Zusammenarbeit bei der Erschließung der Gaskondensatlagerstätten in Orenburg, beim Bau der 2750 Kilometer langen Hauptgasleitung bis zur Westgrenze der UdSSR und über die damit verbundenen Erdgaslieferungen von den Ministerpräsidenten der VR Polen, der DDR,

Immer will ich dann erzählen...

Meine langjährige Brieffreundin Maria Sucharewa, Dozentin für deutsche Sprache am Lehrerbildungsinstitut in Mitschurinsk, schrieb mir vor kurzem, daß sie mit diesem Studienjahr ihr letztes Dienstjahr begonnen habe. Da ich schon Rentnerin bin, interessierte es mich, wie meine sowjetische Kollegin und Freundin nun ihr Leben zu gestalten gedächte. Im nächsten Brief stand unter anderem folgendes: „Zunächst möchte ich mich nach meiner 35jährigen Lehrtätigkeit gut erholen. Danach werde ich den Erwachsenen und der Jugend immer von der DDR und ihren Leuten erzählen..." Zu diesem Vorhaben Marias muß ich bemerken, daß sie an ihrem Institut ehrenamtliche Vorsitzende der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR ist. Sie führt einen umfangreichen Briefwechsel mit DDR-Bürgern, stellte Kontakte her zwischen ihren Studiengruppen und Brigaden bei uns, hat auch schon unsere Republik besucht. Ich wünsche ihr zum 20. Jahrestag dieser Gesellschaft viel Freude und Erfolg bei ihrer schönen Aufgabe!

Charlotte Teuscher, Leipzig

Dem Glückwunsch unserer Leserin möchten wir uns anschließen und ihn auf die mehr als 2000 Kollektivmitglieder der sowjetischen Freundschaftsgesellschaft ausdehnen. Sie wurde als selbständige Organisation am 7. Januar 1958 gegründet, gehört zum Verband Sowjetischer Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland und umfaßt heute 11 Republiks-, 13 Gebiets- und 23 Stadtabteilungen. Allein entlang der Drushba-Trasse entstanden seit Baubeginn 7 neue Abteilungen.

Leser-forum

6 Jahre Tele-Lotto

700 Urlaubsreisen für je 2 Personen nach Sotschi · Pizunda · Varna
*
300 Ostsee-Kurzreisen für je 2 Personen mit MS „Völkerfreundschaft"
Landaufenthalt in Gdynia - Sopot - Gdansk
*
500 Bargeldgewinne zu je 1000,– Mark
*
50 Farbfernsehgeräte „Chromat 1060"
zusätzlich in der
Sonderauslosung „6 Jahre Tele-Lotto"
zur Ziehung am 8. Januar für die 2. Spielwoche 1978

Tele Lotto

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE

Großkatze

ganz groß
Das herrliche Farbfoto von einem sibirischen Tiger auf der Seite 50 in Heft 45/77 hat mich zum Schreiben angeregt. Das Bild hat seinen Platz über meinem Schreibtisch gefunden. Ich wünsche mir gelegentlich wieder eine so schöne Tieraufnahme in Farbe.

Dieter Albrecht, Altenburg

Dankeschön!

Viele Leser schickten uns Briefe, Karten und sogar eigene Zeichnungen mit guten Wünschen für 1978. Wir haben uns sehr darüber gefreut und danken allen, die auf so nette Weise ihre Verbundenheit mit der FREIEN WELT ausgedrückt haben.

der SR Rumänien, der Ungarischen VR, der ČSSR und der UdSSR unterzeichnet. Ein einheitliches sowjetisches Projekt liegt der gemeinsamen Arbeit zugrunde. Jedes Land hat eigenverantwortlich einen bestimmten Abschnitt des Baus der Erdgasleitung übernommen.

Natürlich ist es mit dem einheitlichen Plan nicht getan. Regelmäßig tauschen sich die Regierungsbeauftragten der beteiligten Länder darüber aus, wie auftauchende Probleme zu lösen sind. Solche Zusammenarbeit bewährt sich auch zwischen den einzelnen Baustellen und ihren sowjetischen Partnerbetrieben. So treffen sich zum Beispiel FDJler und Komsomolzen in Krementschug wöchentlich, denn sie haben Fertigung, Lieferung und Montage von Betonfertigteilen unter ihre gemeinsame Kontrolle genommen.

FW: Bringt nicht auch der sozialistische Wettbewerb Kontakte mit sich?

W. Munser: Selbstverständlich. Gegenwärtig gibt es an unserem DDR-Abschnitt 138 Jugendbrigaden, die alle um den Ehrennamen eines sowjetischen Helden kämpfen. Fast alle haben Partnerbeziehungen zu Komsomolbrigaden, was unter anderem dazu beitrug, daß unsere Rohrschweißer dreifach höhere Leistungen vollbringen konnten als zu Beginn ihrer Arbeit. Der Erfahrungsaustausch zwischen unseren Brigaden wird vor allem durch den sozialistischen Wettbewerb, durch den Kampf um die Ehrenbanner des ZK der SED, der BAM und des Komsomol der Ukraine gefördert.

FW: Wie sieht es mit der Verbindung zu den Abschnitten der anderen Länder aus?

W. Munser: Für einen ständigen Kontakt sind die Entfernungen zu groß. Krementschug und Bar liegen so weit auseinander wie Kap Arkona und Suhl – doch ab und an trifft man sich, um Leistungen zu vergleichen und sich gegenseitig über Technologien zu informieren.

FW: Was ist aus den Verpflichtungen zum 60. Jahrestag des Roten Oktober geworden?

W. Munser: Das internationale Kollektiv hatte zu Ehren des 60. Jahrestages die Verpflichtung übernommen, Schwerpunkte des Jahresplans 1977 bis zum 7. November zu erfüllen. Diese Verpflichtung wurde eingehalten. „60 rote Nelken" – das waren die 60 wichtigsten Bauvorhaben an der Trasse – wurden bis zum Oktoberjubiläum fertiggestellt, 23 davon vorfristig.

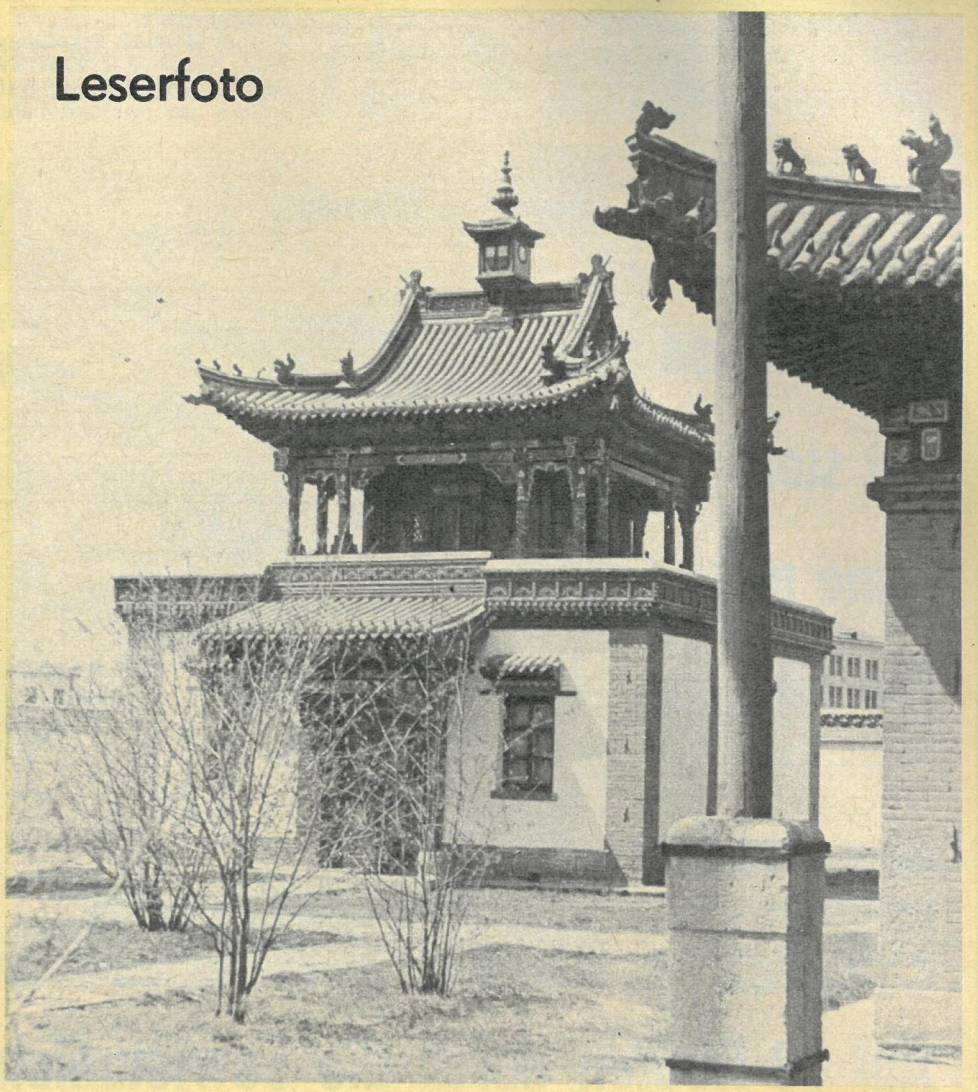
FW: Wir danken für die Informationen.

Und wenn Sie, liebe Leser, wissen möchten, was aus einem Vorhaben, über das wir einmal berichteten, geworden ist, will ich gern der Sache nachgehen.

Ihre *Heidi Mader*

Dächer mit Schwung

Leserfoto



faszinierten unseren Leser Volker Hoffmann aus Leipzig während einer Urlaubsreise in der Mongolischen Volksrepublik. Er schrieb dazu: „Das Bild zeigt einen der Nebentempel eines Klosters in Ulan-Bator, der Hauptstadt der MVR. Der gesamte Komplex wurde 1905 erbaut. Heute befindet sich darin ein Museum, das vor allem wegen seiner umfangreichen Sammlung lamaistischer Tanzmasken ein Anziehungspunkt für in- und ausländische Touristen ist."

Aus den Händen sowjetischer Offiziere erhielten während der Oktoberfestwoche 1977 Schüler einer achten Klasse der Leipziger August-Bebel-Oberschule ihre DSF-Mitgliedsbücher. KERSTIN KRUBER, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft „Junge Reporter" im Haus der Jungen Pioniere, berichtete darüber: „Zuerst sahen wir uns im Traditionszimmer alles genau an, dann zeigten wir ein kleines Kulturprogramm und wurden anschließend mit einem Nationalgericht bewirtet. Wir unterhielten uns bestens und haben gleich mal überprüft, wie gut wir wirklich Russisch können."

Liebe Leser!

Vielseitig sind die Beziehungen von Brigaden, Schulen, Kindergärten, Sportgemeinschaften und Jagdkollektiven zu sowjetischen Soldaten und Offizieren. Am 23. Februar 1978 besteht die Sowjetarmee 60 Jahre. Bitte erzählen Sie aus diesem festlichen Anlaß von Ihrer Freundschaft zu unseren Waffenbrüdern. Kennwort:

Unsere Pateneinheit

Vom Abc gelernt

Das sind wir (Foto links): Mitarbeiter des Betriebsgesundheitswesens in Berlin-Lichtenberg, zum zweiten Mal ausgezeichnet mit dem Ehrentitel „Kollektiv Deutsch-Sowjetische Freundschaft". Wenn wir gefragt werden, wie man Schwung in die gesellschaftliche Tätigkeit bekommt, dann nennen wir zuerst das „Abc der Freundschaft". Von dieser hörenswerten Ratesendung des Berliner Rundfunks haben wir im Vorjahr alle 44 Teile auf Tonband mitgeschnitten und die Fragen gemeinsam beantwortet. Jeweils einer aus unserem Kreis „referierte" zu dem betreffenden Fragenkomplex eines Teils dieser Sendung. So haben wir allerhand gelernt über die wirtschaftliche Geschichte der Sowjetunion, über die Turksib, die Verwirklichung des GOELRO-Planes und andere Themen. Manchmal reichten unsere Nachschlagewerke nicht aus, dann wurden fachkundige Familienangehörige und Sowjetunionreisende zu Rate gezogen. Beinahe hätten wir einen Preis gewonnen, aber leider haben wir uns – trotz mathematischer Berechnungsmethoden – ein wenig vertan mit der Länge der Grenzen der UdSSR. Jetzt vermissen wir am frühen Dienstagmorgen die vertraute Erkennungsmelodie und hoffen sehr, daß Rundfunk und Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft sich zu einer Fortsetzung entschließen.

Medizinalrat Dr. Ingeborg Ohde, Berlin

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: ZB, Jo Gerbeth; Vignette: Martin Kotsch

PREISFRAGE Heft 1/78

Wieviel Studenten aus wie vielen Ländern wurden in den letzten 17 Jahren an der Moskauer Lumumba-Universität ausgebildet?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50,— M sind zu gewinnen! Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung Heft 3/78.

Ihre Postkarte (mit ausgeschnittener Marke — siehe Schere — und Antwort) schicken Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91 (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 25. Januar 1978.

Auflösung Heft 46/77: Alexander Dymschiz. Wir gratulieren **Georg Wiesner aus Perleberg.**

FREIE WELT

TOURISMUS

RAT-GEBER

Wer und Wo?

Für Jugendtourist-Reisen können sich Jugendliche und junge Leute bis 30 Jahre bei ihrer FDJ-Leitung bewerben, in dem sie einen Vormerkschein ausfüllen.

Dabei sollten die im jeweiligen Kreisgebiet zur Verfügung stehenden Reisen berücksichtigt werden, über die alle Grundorganisationen der FDJ von der Kreiskommission „Jugendtourist" informiert wurden. Der Vormerkschein wird mit dem gewünschten Reiseziel des Jugendlichen von der FDJ-Leitung bestätigt und der Kreiskommission zugestellt. Entsprechend den Möglichkeiten bestätigen die Kreiskommissionen die beantragte Reise bzw. unterbreiten eine Ausweichmöglichkeit. Die Sommer- und Herbstreisen von „Jugendtourist" für den Zeitraum von Mai bis Dezember werden in diesen Tagen angeboten.

Fotos: W. Erler, A. Kühne, Wolf, ZB/Schaar
Vignette: Hille Blumfeldt
Dokumentation: Karl-Heinz Friedrich
Redaktion: Norbert Kaiser

Jugendhotel „Sputnik" im Zentralkaukasus

Programmbeispiele

★ Dem 60. Jahrestag des Leninschen Komsomol ist die Route MOSKAU–CHARKOW–KIEW gewidmet. Diese 12tägige Flugreise sieht 4 Aufenthaltstage in Moskau, 4 Tage in Charkow und 3 Tage in Kiew vor. Das Programm in Charkow: Stadtrundfahrt, Besichtigung der Traktorenwerke, des Museums der Geschichte des Komsomol, des polytechnischen Institutes und des Pionierpalastes, Treffen mit jungen Bestarbeitern und Freundschaftstreffen mit Komsomolzen.

★ Die 14tägige Erholungsreise KIEW–KRIM–KIEW sieht einen 8tägigen Aufenthalt im internationalen Jugendzentrum Gursuf auf der Krim vor. Neben Freundschaftstreffen, sportlichen Wettbewerben und Tanzveranstaltungen gehören eine Exkursion nach Jalta, die Besichtigung des Pionierlagers Artek und des Botanischen Gartens sowie eine Dampferfahrt zum Programm.

★ Eine Station der Reiseroute MOSKAU–DOMBAI–WOLGOGRAD–KIEW führt in die herrliche Hochgebirgswelt des Zentralkaukasus. Der 8tägige Aufenthalt im internationalen Jugendzentrum in Dombai gibt die Möglichkeit zu unvergeßlichen Bergtouren. Zum Programm zählen eine Exkursion nach Pjatigorsk,

Natalie zu ihren Töchtern:

Jede Reise ist stets eine neue Verführung

Mehr als 200 000

Jugendliche unternahmen 1977 eine Fahrt mit „Jugendtourist" durch die DDR oder in die sozialistischen Länder.

Neu bei „jt": Tanzsolo...

Auf 90 Routen durch die Sowjetunion

Für junge Leute unserer Republik hat „Jugendtourist" in diesem Jahr ein umfangreiches Reiseprogramm vorbereitet. Fast 136 000 Jugendliche haben die Möglichkeit, in die sozialistischen Bruderländer zu reisen; davon allein über 49 000 Mädchen und Jungen in die Sowjetunion. Über 13 000 FDJ-Aktivisten werden mit Freundschaftszügen fahren und fast 2000 Jugendliche ihre Partnerstädte besuchen. Nahezu 20 000 Städtereisen führen in sowjetische Heldenstädte wie Moskau, Leningrad, Minsk, Wolgograd und nach Charkow, Vilnius, Petrosawodsk, Duschanbe, Jerewan, Karaganda, Irkutsk, Nowosibirsk, Murmansk sowie viele andere Städte.

Die Erholungsreisen kommen dabei keineswegs zu kurz. Annähernd 15 000 Jugendliche werden an der Schwarzmeer-Küste in Sotschi, Pizunda, Jalta und Odessa, am Kaspischen Meer in Baku, im kaukasischen Hochgebirge, am Minsker Meer und anderswo schöne Ferientage erleben.

Sehr gefragt sind auch 1978 die internationalen Jugendzentren von „Sputnik", dem Jugendreisebüro des Leninschen Komsomol, in verschiedenen Teilen des Sowjetlandes. In ihnen gibt es die besten Voraussetzungen für Freundschaftstreffen und Gespräche, für gemeinsame Sportwettkämpfe und Kulturwettstreite, Tanzabende mit den Freunden des Komsomol und den Mitgliedern der sozialistischen Jugendorganisationen der Bruderländer.

Insgesamt stehen den Jugendlichen über 90 verschiedene Reiserouten in die Sowjetunion zur Verfügung.

Die Winter- und Frühjahrs-Reisen wurden im September 1977 durch die FDJ-Grundorganisationen vergeben.

eine Fahrt zum Mashuk-Berg, die Besichtigung des Museums für die Verteidigung des Kaukasus in der Stadt Karatschajewsk, Freundschaftstreffen und Filmbesuche.

★ Mit Sicherheit verspricht die kombinierte Bahn/Flugreise nach MOSKAU–JEREWAN–BAKU–KIEW ein besonderes Erlebnis zu werden. Jerewan, die Hauptstadt Armeniens, bietet den Gästen aus der DDR Aufenthalt im internationalen Jugendzentrum und eindrucksvolle Erlebnisse, so bei der Exkursion zum 2000m hoch gelegenen Sewansee, beim Besuch des Höhlenklosters Gegard und des antiken Tempels Garni. Auch die Besichtigung der Handschriftensammlung und der Besuch des Hauses für Volkskunstschaffen sind vorgesehen.

Aus dem Reiseprogramm von „Jugendtourist" 1978
Städtekurzreisen

Route	Aufenthaltstage	Zeit
Moskau	5	Jan.—Dez.
Leningrad	5	Jan.—Dez.
Kiew	6	Febr.—Dez.
Leningrad—Tallinn	6	Mai—Dez.
Kiew—Charkow	6	Mai—Sept.
Brest—Minsk	4	Sept.—Dez.
Leningrad—Petrosawodsk	7	Mai—Sept.
Kombinierte Reisen		
Kiew—Baku—Jerewan—Tbilissi	14	April—Sept.
Moskau—Bratsk—Irkutsk—Nowosibirsk	14	Mai—Sept.
Moskau—Uljanowsk—Kasan	8	Mai—Okt.
Moskau—Rostow/Weliki—Jaroslawl	10	April—Okt.
Leningrad—Vilnius—Minsk—Brest	11	Mai—Okt.
Moskau—Nowosibirsk—Irkutsk	8	Febr.—Okt.
Moskau—Charkow—Kiew—Brest	13	Juni, Sept., Okt.
Erholungsreisen		
Sotschi—Adler	14	Mai—Okt.
Pizunda	14	Mai—Okt.
Batumi	15	Mai—Okt.
Jalta	14	Mai—Okt.
Kiew—Odessa	14	Juni—Sept.
Kiew—Krim—Kiew	14	Juni—Sept.
Minsk—Odessa—Kiew	11	Mai—Sept.
Moskau—Dombai—Wolgograd—Kiew	14	Juni—Aug.

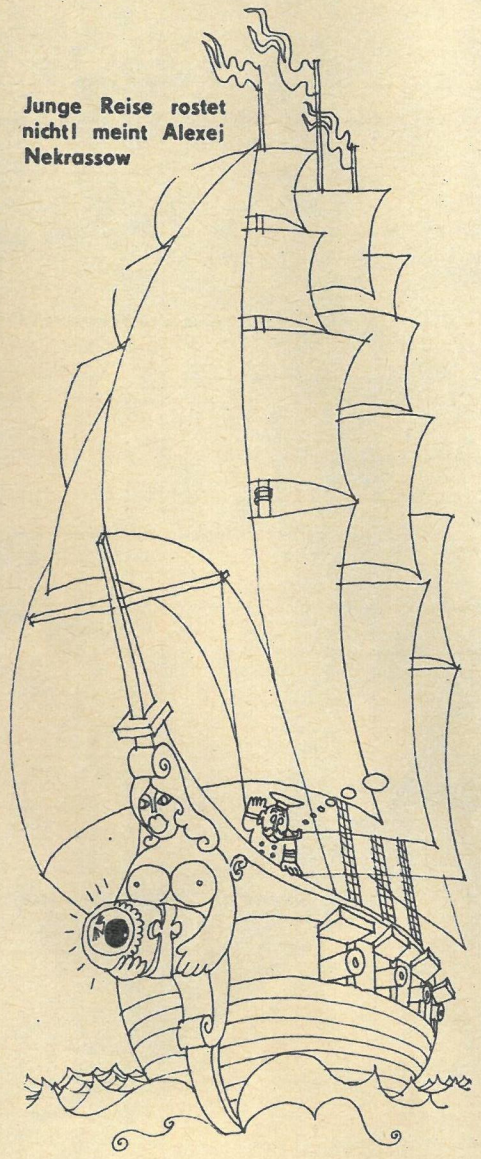
und **Solotanz**

Ehrenmandate für Reisen

in die Sowjetunion haben bereits langjährige Tradition. Über 13 000 Jugendliche können 1978 an 34 dieser Reisen teilnehmen. Die besten jungen Arbeiter, Genossenschaftsbauern, Studenten und Schüler – kurz gesagt, die aktivsten Mitglieder der FDJ, werden für hervorragende Leistungen im „FDJ-Aufgebot 30" mit diesen Reisen ausgezeichnet – sie erhalten dafür Ehrenmandate. Sie feiern gemeinsam den 1. Mai, den 60. Jahrestag des Komsomol oder das 61. Jubiläum der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution mit ihren Freunden vom Komsomol. Spezielle Freundschaftszugreisen gibt es für junge Bauarbeiter der „FDJ-Initiative Berlin", für Textilarbeiter, für die Arbeiter- und Landjugend, für Studenten und Schüler. Alle Bezirksleitungen der FDJ können die besten Freunde zur Teilnahme an Freundschaftszugreisen in ihre Partnergebiete delegieren. Bei diesen Reisen stehen die persönlichen Begegnungen der FDJ-Mitglieder mit den Komsomolzen, ihr Erfahrungsaustausch und das gemeinsame Erleben bei Freundschaftstreffen im Mittelpunkt. Selbstverständlich kommen dabei das touristische Programm, das Kennenlernen von Stätten des revolutionären Kampfes, der Kultur und des kommunistischen Aufbaus nicht zu kurz.

Jeder muß wissen, worauf er bei einer Reise zu sehen hat und was seine Sache ist.

Goethe



Junge Reise rostet nicht! meint Alexej Nekrassow

Festivalreisen

Beliebt sind auch bei „Jugendtourist" die 4–8tägigen Reisen zu kulturellen Höhepunkten in verschiedenen Städten der Sowjetunion. So können junge Leute im April zum Festival „Moskauer Sterne", im Mai zum „Kiewer Frühling", im Juni zu den „Weißen Nächten" nach Leningrad, nach Jerewan zum Festival „Kaukasische Melodien", im Oktober zum „Belorussischen Herbst" nach Minsk und im Dezember zum „Russischen Winter" nach Moskau reisen.

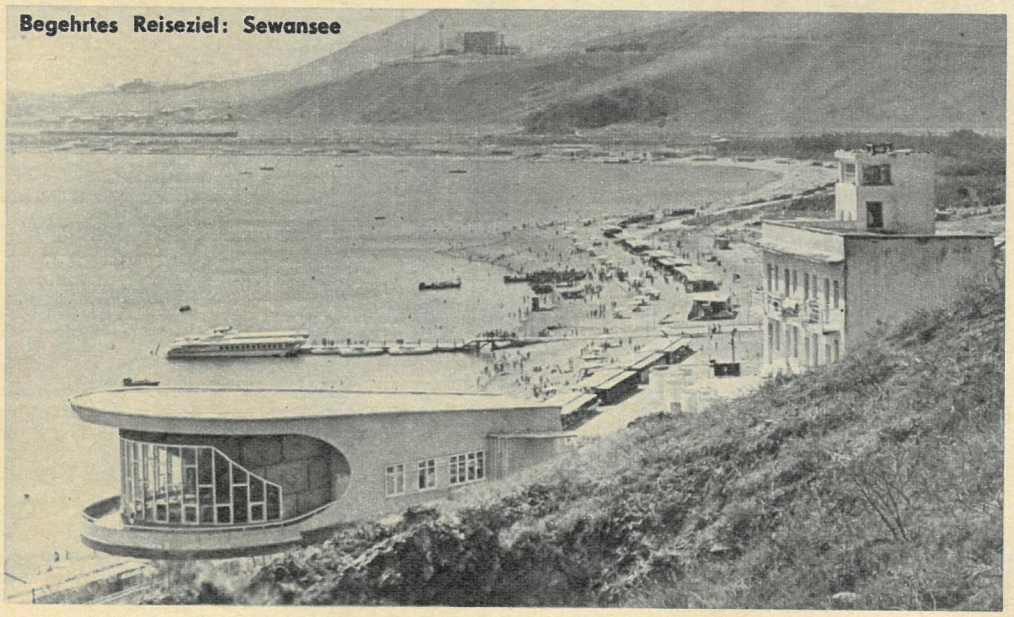
Jugendgemäße Preise

Dank der sozialistischen Jugendpolitik der SED und des Staates haben „Jugendtourist"-Reisen für jeden Jugendlichen einen erschwinglichen Preis. Viele Routen werden durch staatliche Mittel gestützt. Das Taschengeld ist nicht im Teilnehmerpreis enthalten; Rubel-Beträge können in beliebiger Höhe umgetauscht werden. Für das Freundschaftszugprogramm von „Jugendtourist" erwirtschaften sich die Mitglieder der FDJ die finanziellen Mittel selbst. Die Kosten für die Ehrenmandate zur Beteiligung an Freundschaftszügen werden aus Mitteln des „Kontos Junger Sozialisten" gedeckt.

Sprachreisen: Diese 3- bis 4wöchige Spezialreise soll die Sprachkenntnisse weiter vertiefen. Zum Tagesprogramm gehören Lehrveranstaltungen in russischer Sprache in den Vormittagsstunden, am Nachmittag und Abend Begegnungen mit Komsomolzen und touristische Exkursionen. So sieht z. B. die 34tägige Sprachreise nach Donezk und Kiew Treffen mit Komsomolzen des Gebietskomitees, mit jungen Eisenbahnern, Medizinern, einer Studentenbaubrigade vor; Exkursionen führen nach Krasnodon, nach Shdanow am Asowschen Meer (mit Besuch der Allunionsbaustelle der Komsomolzen und Freundschaftstreffen).

Kopf & Koffer: Wohl jeder möchte gut vorbereitet seine Reise ins Freundesland antreten, genau über das Programm Bescheid wissen und sich über Sitten und Gebräuche, über die Sehenswürdigkeiten vorher informieren und auch für Freundschaftstreffen gewappnet sein. Diesen Wünschen werden die zwei obligatorischen Vorbesprechungen bei „Jugendtourist" – Reisen gerecht, wozu der Reiseleiter einlädt. Bei diesen Zusammenkünften werden Freundschaftsgeschenke und Reiseliteratur empfohlen, Farblichtbildervorträge gezeigt und auch Lieder für Freundschaftstreffen geprobt.

Begehrtes Reiseziel: Sewansee



Kredit auf die Zukunft

Notiert von Karin Kopp
Fotografiert von Alfred Paszkowiak

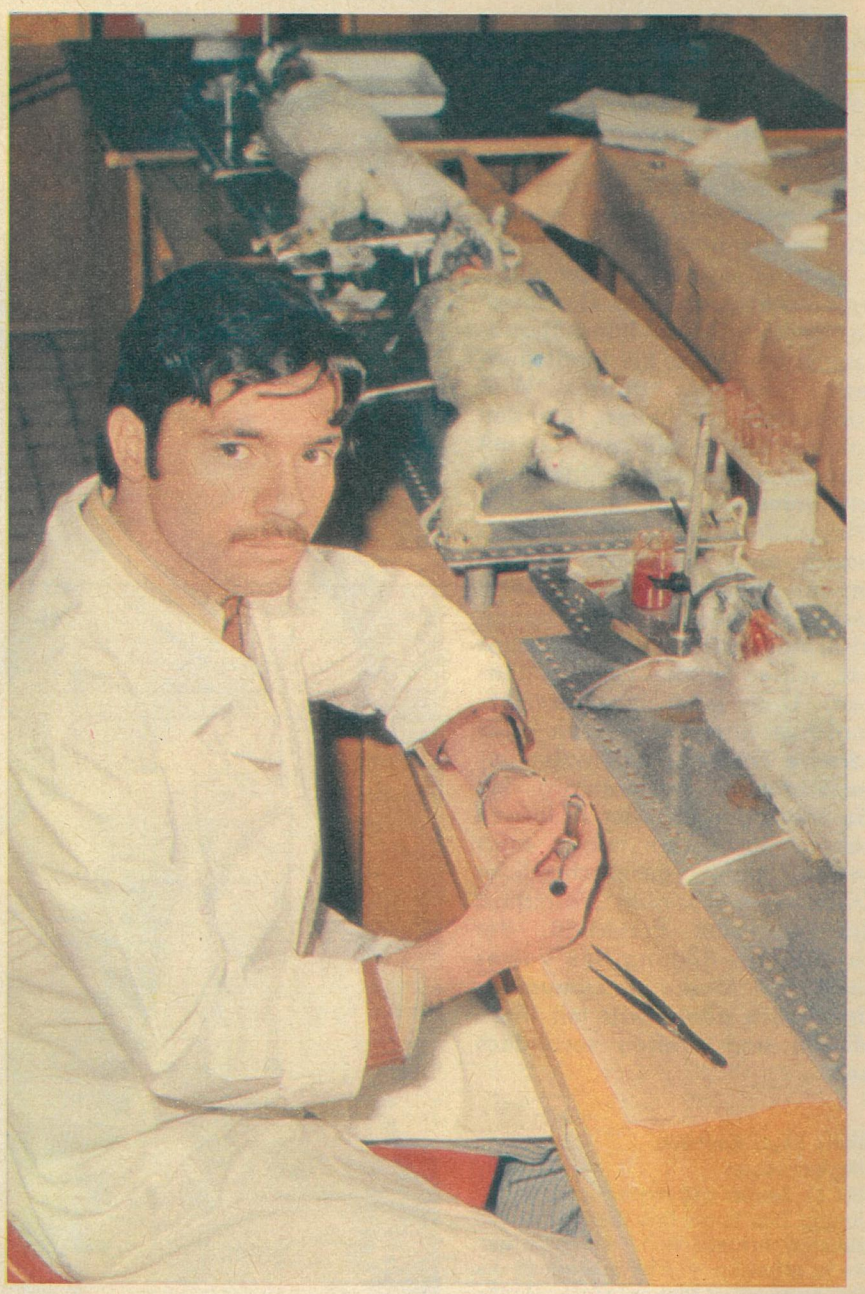
Dr. Kurt Waldheim, Generalsekretär der UNO: „Die Spezialisten, die von der Universität der Völkerfreundschaft ‚Patrice Lumumba' ausgebildet sind, erweisen durch ihre Arbeit den Entwicklungsländern in der ganzen Welt große und wichtige Hilfe." – Vor 17 Jahren wurde diese Universität gegründet. Die Ideen des proletarischen Internationalismus, der Wille, die Menschenrechte auf der ganzen Welt durchsetzen zu helfen, standen an ihrer Wiege. Wir sprachen mit Studenten aus Asien, Afrika und Lateinamerika, mit angehenden Wissenschaftlern, von denen manch einer in seiner Heimat gegen Bildungsprivilegien und soziales Elend zu kämpfen haben wird, von denen manch einer uns bat, seinen Namen nicht zu nennen. Und jeder unserer Gesprächspartner wußte um das schwere Erbe aus kolonialer imperialistischer Ausbeutung, das die Entwicklungsländer zu tragen haben, in denen aber auch immer mehr gesellschaftliche Kräfte zum sozialen Fortschritt drängen, zum Fortschritt, der nicht zuletzt Bildung des Volkes heißt. Die Moskauer Lumumba-Universität trägt dazu mit ihren Mitteln und Kräften vorbildlich bei.

Gbary Akpa Raphael, Elfenbeinküste:
Seit 17 Jahren ist mein Land unabhängig. Das Erbe, das uns die Kolonialisten hinterließen, ist furchtbar wie in allen Entwicklungsländern. Es gibt zuwenig Krankenbetten, Ärzte, medizinisches Personal. Ein einziger Arzt hat 10 000 Menschen zu betreuen. Sicher gab es Erfolge: Starben vor 10 Jahren von 1000 Neugeborenen noch 100 bis 150, so liegt die Zahl heute beträchtlich niedriger. Masern und Cholera sind ausgerottet. In den Schulen wird gegen Diphtherie geimpft. Doch während meines Studiums begriff ich: Aufklärung und Prophylaxe müssen einen viel größeren Raum im Gesundheitswesen einnehmen. Was nützt gesetzliche Impfpflicht, wenn die Menschen aus Angst vor der Injektionsspritze in die Urwälder flüchten? Was nutzt es, wenn unsere Flüsse und Ozeane reich an Fischen, also an Eiweißträgern sind, aber niemand Fisch ißt, weil die Überlieferung besagt: Fisch ist Essen für Sklaven? Oder wenn Schwangere keine Eier essen, weil sie im Aberglauben leben, Eier würden das Kind im Mutterleib töten. Nicht so sehr der Mangel an Nahrungsmitteln ist Ursache vieler Krankheiten, oft sind es die Verbote und religiösen Vorschriften. Unser Land braucht nicht nur Ärzte, sondern in erster Linie Organisatoren des Gesundheitswesens und Aufklärer, Menschen, die dem Volk Wissen vermitteln. Zu ihnen will ich gehören. Dazu verpflichtet mich auch die ausgezeichnete wissenschaftliche Ausbildung, die ich hier erhalte.

Gbary Akpa Raphael, 26, Elfenbeinküste, Medizin

Furchtbar ist das Erbe, das der Imperialismus in den ehemaligen Kolonien hinterließ. Schonungsloses Profitstreben stürzte die Menschen in tiefes Elend. Besonders grausam traf es die Kinder. Schwer, leidvoll ist oft für sie der Weg in die Zukunft. Unsere Solidarität stärkt ihre Hoffnung.

Zusatzfoto: Zentralbild/UNICEF



Chandima Siriwardewa, 21, Sri Lanka, Agronomie

Dinesh Pendharkar, 23, Indien, Medizin

Chandima Siriwardewa, Sri Lanka:
Meinen Beruf habe ich mit vollem Bewußtsein gewählt. Sri Lanka ist ein reines Agrarland. Reis, Kokos, Palmen, Tee, Soja, Mais, Sorgho, Zukkerrohr werden hauptsächlich angebaut. Sowjetische Traktoren helfen beim Pflügen, aber gesät und geerntet wird noch mit der Hand. Es fehlen Fachkräfte, Mechanisatoren, die mit moderner Technik umzugehen wissen. Die Produktivkräfte wachsen zu langsam. So steht beispielsweise unsere neue Zuckerfabrik sechs Monate im Jahr still, weil nicht genug Rohmaterial geliefert wird. Kürzlich beschloß unsere Regierung ein Programm zur Entwicklung der Landwirtschaft. Abschaffung schwerster körperlicher Arbeit, Industrialisierung und Heranbildung von Fachkräften stehen an erster Stelle. Ich werde mich später speziell mit Bodenkunde beschäftigen. Unsere Böden sind zum großen Teil unerforscht. Auch müssen wir eine eigene Düngemittelindustrie entwickeln, um uns importunabhängig zu machen. Ein großes Betätigungsfeld für unsere Agrarwissenschaftler, da gilt auch für mich, mein Diplom zu rechtfertigen.

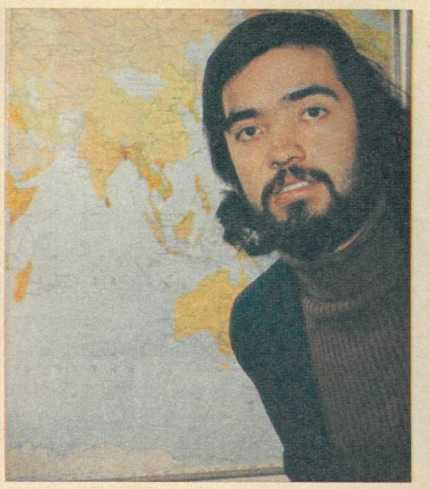
Pedro Ramon Rodriguez Serrano – Bucaramanga, Kolumbien:
Als Arzt bin ich verpflichtet, mein Wissen und Können in den Dienst des Volkes zu stellen. In einem sozialistischen Land ist das eine Binsenweisheit. In Kolumbien aber? Die Armen – also die meisten – gehen nur bei akuter Lebensgefahr zum Arzt. Wie soll ein Arbeiter, der 100, 150 Dollar im Monat verdient, für eine normale Entbindung seiner Frau 500 Dollar aufbringen? Natürlich gibt es neben den privaten auch staatliche Krankenhäuser. Sie sind aber völlig unzulänglich eingerichtet. Kürzlich erst wurden wegen Geldmangel fünf staatliche Krankenhäuser geschlossen. Epidemische Erkrankungen, Tuberkulose, Darminfektionen infolge fehlender Hygiene und Eiweißmangelerkrankungen sind unsere Probleme. Bei einem schwerkranken Kind Eiweißmangel zu diagnostizieren und es in der Klinik wieder hochzupäppeln, ist keine Kunst. Aber dann muß ich so einen kleinen Patienten in seine alte Umgebung entlassen. Und ein Jahr später kommt er genauso krank wieder zu mir. Eine Sysiphusarbeit. – Das ist kein medizinisches, sondern ein politisches Problem. – Ich möchte nach dem Studium auf dem Lande arbeiten, dort braucht man mich am nötigsten.

Pedro Ramon Rodriguez Serrano-Bucaramanga, 23, Kolumbien, Medizin

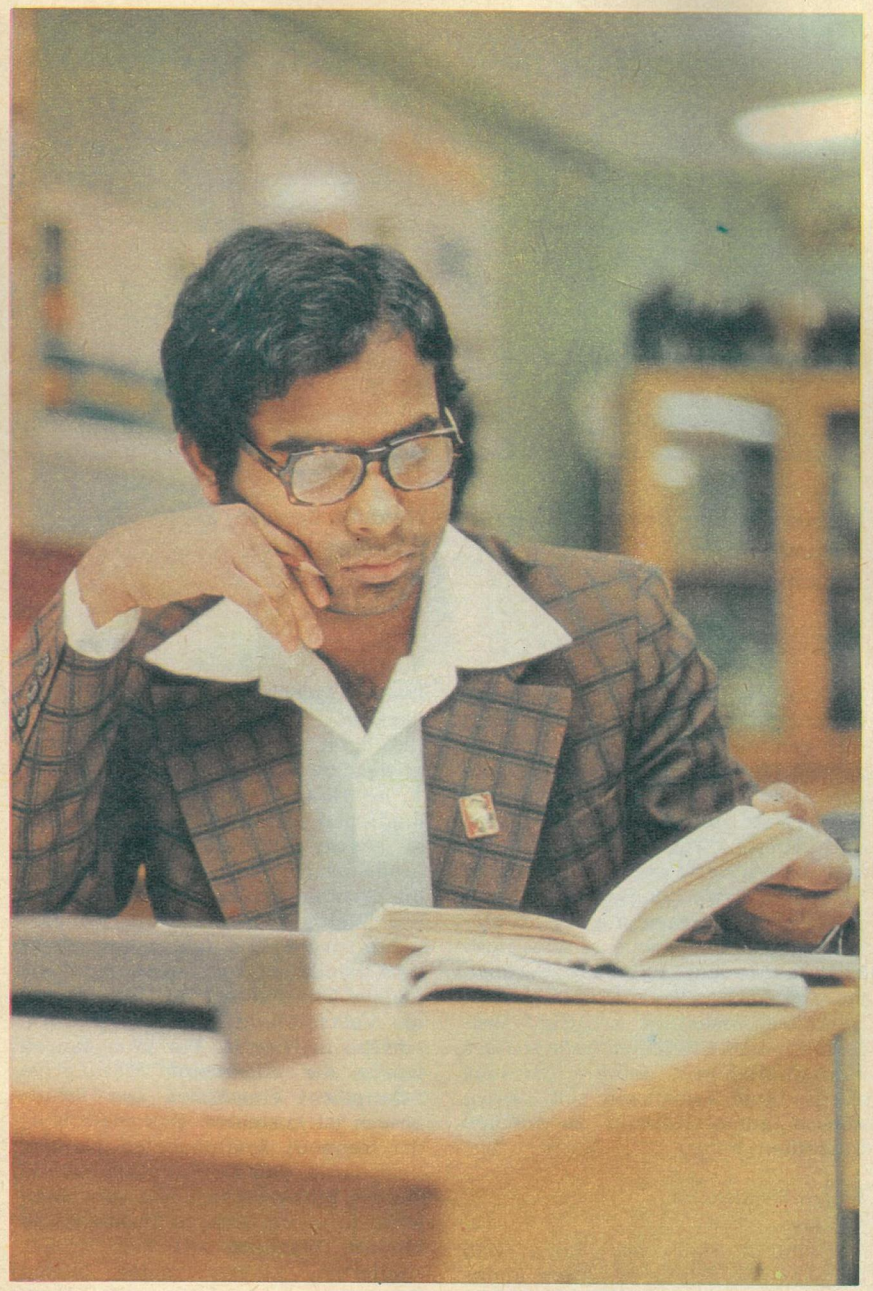
Dipa Das, 23, Bangladesh, Medizin

Dinesh Pendharkar, Indien:
Cholera, Malaria, Tuberkulose, Lepra und eine hohe Kindersterblichkeit sind unsere größten Probleme. Masern sind so gut wie ausgerottet. Energisch geht man auch der Malaria zu Leibe. Ärzte und speziell geschulte Gesundheitshelfer leisten eine breite und erfolgreiche Aufklärungsarbeit unter der Bevölkerung. Doch wir haben zu wenig Ärzte – für 5000 Menschen einen einzigen. In hochentwickelten Ländern wie der Sowjetunion ist das Verhältnis 333 zu 1. Ich habe mich eingehend mit der Organisation des sowjetischen Gesundheitswesens befaßt – einiges müßten wir schnellstens übernehmen. Ich denke speziell an den vorbeugenden Gesundheitsschutz und an schnellere und wirksamere Bekämpfung von Infektionskrankheiten. Dabei will ich nach meinem Studium in Moskau mithelfen.

Maria Gonzales, 23,
Chile,
Bauwesen



Marco Rivadeneira, 23,
Ekuador,
Geologie



Joseph Ogunniyi, 32,
Nigeria,
Physik

Jashim Uddin Ahmed, 22,
Bangladesh,
Agronomie

Coromoto Feo, 22,
Venezuela,
Physik

**Dipa Das,
Bangladesh:**
Kostenlose medizinische Betreuung, Sanatorien, Gesetze zum Schutze von Mutter und Kind — sowjetische Wirklichkeit klingt in meiner Heimat wie ein Märchen. Oft im Straßenschmutz geboren, bleibt nur knapp die Hälfte unserer Kinder am Leben. Infektionskrankheiten, Pocken, Cholera, Kinderlähmung, Tuberkulose sind nach wie vor Geißeln meines Volkes. Wir haben nicht wenig Ärzte — aber wer kann sie bezahlen?
Vor dem Griff zum Skalpell kommt bei den meisten der zum Honorarblock. Kann der Patient nicht zahlen — seine Sache, wie er überlebt. Für das Gesundheitswesen gibt es absolut keine staatlichen Zuschüsse. — Auch ich werde später nicht ohne Bezahlung arbeiten können. Aber es gibt bei uns jetzt ehrenamtliche Organisationen, die zwei Tage in der Woche Patienten kostenlos behandeln. Dort werde ich mitarbeiten. Außerdem will ich mich — wo immer es möglich ist — um die Einführung wenigstens minimaler Arbeitsschutzbestimmungen kümmern. Es gibt keine andere Alternative — als Arzt muß ich zugleich Politiker sein und wissen: Die gesellschaftlichen Ursachen für das Elend meines Volkes müssen beseitigt werden.

**Coromoto Feo,
Venezuela:**
An der Universität Carracas begann ich Physik zu studieren. Da hörte ich im Haus der Freundschaftsgesellschaft Venezuela—UdSSR etwas über die Möglichkeit eines Studiums in der Sowjetunion. Von da an sammelte ich alles Material, das ich über dieses Land, welches mich brennend

Fortsetzung Seite 54

**Nubia Castillo Bayona, 23,
Kolumbien,
Maschinenbau**

**Nazorio Konate, 24,
Elfenbeinküste,
Agronomie**

**Marco Ninamango, 23,
Peru,
Geologie**

interessierte, bekommen konnte. Dennoch hegte ich Zweifel: So weit fort von zu Hause — wird das gut gehen? Da kam meine Freundin, die schon ein Jahr an der Lumumba-Universität studierte, in den Ferien nach Hause. Was sie erzählte, gab den Ausschlag. Wenig später reichte ich meine Bewerbungsunterlagen ein — die beste Entscheidung, die ich bisher in meinem Leben traf. Was mich hier in Moskau besonders berührt, ist das kameradschaftliche, ja fast familiäre Verhältnis zwischen Professoren und Studenten. Als spätere Hochschullehrerin möchte ich eine ebenso gute Pädagogin sein, einen ebenso guten Kontakt zu meinen Studenten haben.

**Marco Rivadeneira,
Ekuador:**

Wir sind zu Hause acht Jungs. Daß wir alle die Schule besuchen konnten, ist ein wahres Glück; die Hälfte meines Volkes kann weder lesen noch schreiben. Zwei Jahre habe ich an der Universität in Quito Geologie studiert. Dann reichte das Geld nicht mehr, ich hätte das Studium — wie die Hälfte aller Studenten — an den Nagel hängen müssen. Als Funktionär der linken Studentenorganisation stand ich der KP sehr nahe, sie delegierte mich dann auch an die Lumumba-Universität. Als meine Mutter hörte, ich ginge nach Moskau, war sie entsetzt: „Man wird dich erschlagen oder einsperren!" Imperialistische Propaganda bleibt nicht ohne Einfluß auf den politisch Ungebildeten. — Mein Land steht in bezug auf Erdölvorkommen an zweiter Stelle in Lateinamerika. Erste Schritte zur Nationalisierung wurden gemacht. Doch all unsere Bodenschätze sind in den Händen der Amerikaner. Sie führen auch geologische Erkundungen durch, natürlich nur an Objekten, die für sie von Interesse sind. Es gibt keine komplexe Forschung. Unsere Wissenschaftler dienen amerikanischen Kapitalisten. Wir brauchen aber Geologen, die dem Volke dienen, für dessen Wohl den Reichtum des Landes erschließen. Ich werde später aktiv mitkämpfen um die Nationalisierung der Bodenschätze; es gibt in dieser Richtung eine starke Studenten- und Gewerkschaftsbewegung. — Ich habe, wie alle meine Landsleute, die hier in der Sowjetunion studieren, meinen Klassenauftrag verstanden. Vor uns steht Kampf.

**Joseph Ogunniyi,
Nigeria:**

1963 kam ich mit acht Landsleuten in die Sowjetunion. Fünf Jahre studierte ich an der Physikalisch-Mathematischen Fakultät. Dann arbeitete ich sieben Jahre als Hochschullehrer in meiner Heimat — erfolgreich, denn die Ausbildung in der Sowjetunion hat Welthöchststand. Mit Freuden nahm ich vor drei Jahren eine Aspiranturstelle an und stehe jetzt vor meiner Dissertation. Im Hinblick auf die Volksbildung gibt es gute Fortschritte in Nigeria. Vor zwei Jahren wurde die allgemeine zehnjährige Schulpflicht eingeführt. Der Schulbesuch ist kostenlos. Daß viele Kinder dennoch Analphabeten bleiben, liegt daran, daß die Familien auf die kleinen Mitverdiener nicht verzichten können. — Bei uns zu Hause ist es ähnlich. Während wir drei Brüder studierten, können meine beiden Schwestern weder lesen noch schreiben. Sicher hängt das auch mit überlieferten Vorstellungen über die Bildungsnotwendigkeit der Frau zusammen. An unseren Universitäten arbeiten viele sowjetische Wissenschaftler, vornehmlich Ärzte. Treffen wir ehemaligen SU-Studenten uns zu Hause, wird nur russisch gesprochen. Das haben wir nie vereinbart — aber anders könnte es gar nicht sein.

**Jashim Uddin Ahmed,
Bangladesh:**

In meiner Heimat wollen 80 Millionen Menschen satt werden. Sie werden es nicht. Die ausschließlich private Landwirtschaft produziert zu wenig. Und fast jedes Jahr werden weite Ackerflächen überschwemmt, Tausende Stück Vieh vernichtet — es gibt keine Deichanlagen. Die Arbeit in der Landwirtschaft ist Schwerstarbeit. Melkanlagen sind unbekannt. Es wächst reichlich Futter, doch vieles verkommt, die Fütterung ist nicht mechanisiert. Während meines Studiums in Moskau habe ich alle wissenschaftlichen Kenntnisse erhalten, wie die Landwirtschaft, die Viehhaltung zu organisieren ist. Würde man in Bangladesh die Erkenntnisse der Sowjetwissenschaft anwenden, brauchte nicht nur niemand zu hungern, wir könnten im Überfluß leben. Wir importieren Hochleistungskühe aus einigen westlichen Ländern. Doch sie leiden unter dem tropischen Klima und geben nur 5 bis 6 kg Milch am Tag. Wir müssen eigene Sorten züchten. Zurückgekehrt, will ich meiner Regierung eine Studie vorlegen über wissenschaftliche Methoden der Viehhaltung und Arbeitsorganisation in der Landwirtschaft. Die großen Erfolge in der Sowjetunion sind ein guter Beleg.

**Maria Gonzales,
Chile:**

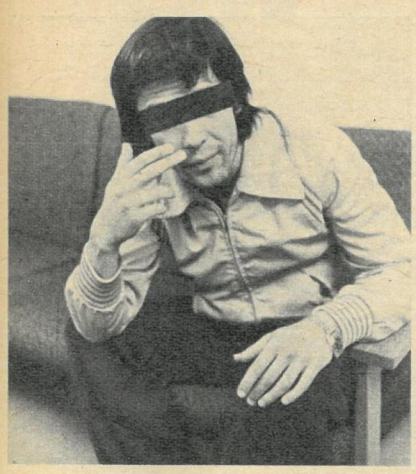
1971 sah ich im Fernsehen eine Sendung über die Lumumba-Universität. Am nächsten Tag gab ich im Haus der Freundschaft in Santiago meine Bewerbungs-Unterlagen ab. Daß ich wirklich angenommen wurde, erschien mir wie ein Märchen. Glücklich reiste ich in die Sowjetunion, um Bauingenieur zu werden. Dann kam der 11. September 1973 und mit ihm die schreckliche Nachricht: Allende ermordet, die Faschisten an der Macht! — Nach eineinhalb Jahren erhielt ich den ersten Brief von zu Hause. Mit meiner Familie schreibe ich mich seither über Drittländer. Ich werde meine Heimat lange nicht wiedersehen. Nach dem Studium könnte ich in Afrika oder Lateinamerika arbeiten. Schön wäre es, bekäme ich hier an der Universität eine Aspirantur. Wenn die Faschisten besiegt sind, werde ich in mein Land zurückkehren. Kraftwerke will ich bauen, Kanäle, Meliorationsanlagen — wir brauchen sie dringend. Während meiner praktischen Ausbildung war ich u. a. am Dnepr- und am Nurek-Wasserkraftwerk. Mein Wissen und meine Erfahrungen sollen einmal einem sozialistischen Chile nutzen. Das ist mein Dank an die Sowjetunion. Ich habe Sehnsucht nach meinen Eltern, es geht ihnen schlecht. Bitte, nennen Sie nicht meinen richtigen Namen und machen Sie mein Gesicht auf dem Foto unkenntlich.

**Nubia Castillo Bayona,
Kolumbien:**

Wir sind acht Geschwister zu Hause. Mein Studienwunsch schien unerfüllbar. Doch eines Tages sagte mein Onkel Alivio, ein überzeugter Kommunist: „Wie ist es, möchtest du in Moskau studieren?" — Mir fuhr der Schreck in die Glieder. Sowjetunion? Kommunisten! Kommunisten? Teufel! — Das ist etwa das Bild, das durch unsere Massenmedien geistert. Ich hatte Angst. Mein Onkel redete sie mir mit guten Argumenten aus. — Die ersten beiden Jahre waren hart, die meisten Studenten hatten ein viel höheres Niveau als ich. Ohne die kameradschaftliche Hilfe der Dozenten und sowjetischen Studenten hätte ich kapituliert. Besonders dankbar bin ich noch heute meiner Russischlehrerin Julia Iwanowna, sie ersetzte mir die Mutter. Kolumbien braucht dringend hochqualifizierte Spezialisten. Bei uns arbeiten viele amerikanische Ingenieure, wir sind abhängig von ihnen. Ich möchte später nicht nur moderne Drehbänke und Präzisionsmaschinen konstruieren, sondern auch mein politisches Wissen weitergeben. Das Studium in der Sowjetunion ist für mich ein entscheidender Schritt ins Leben, es hat mich auch menschlich sehr bereichert.

Erfahren, daß...

- **im Studienjahr 1976/77 über 6000 Studenten immatrikuliert waren gegenüber 539 im Studienjahr 1960/61**
- **sechs Grundfakultäten mit insgesamt 76 Lehrstühlen und eine Vorbereitungsfakultät bestehen**
- **1100 Pädagogen 150 wissenschaftliche Berufe vertreten**
- **ein Dozent jeweils 6 Studenten betreut**
- **es 80 wissenschaftliche Forschungszirkel für Studenten gibt**
- **in der Bibliothek 700 000 Bände in- und ausländischer Literatur bereitstehen**
- **das studentische Praktikum in 240 Industriebetrieben, Forschungsinstituten, Kliniken, Museen und auf Versuchsgütern in 10 Unionsrepubliken erfolgt**
- **in den vergangenen 17 Jahren über 7000 junge Spezialisten aus 94 Ländern der Welt ausgebildet wurden**
- **jeder Student 90 Rubel Stipendium erhält, medizinische Betreuung und Unterkunft kostenlos sind und der Student bei Studienantritt 300 Rubel zum Kauf von warmer Kleidung erhält**
- **sich die Studenten während der Ferien in den schönsten Gegenden der Sowjetunion erholen können**
- **jährlich etwa 150 ausländische Delegationen die Universität besuchen. Berühmte Gäste: Pablo Neruda, Angela Davis, Herluf Bidstrup, Thor Heyerdahl, Michail Scholochow...**
- **viele Absolventen der Lumumba-Universität heute in ihren Ländern höchste Ämter bekleiden wie Kante Kabine, Generaldirektor des Nationalen Instituts für Forschung und Dokumentation in der Republik Guinea, und Keita Funeke, Finanzminister in Mali**
- **die Universität 1975 mit dem Orden der Völkerfreundschaft ausgezeichnet wurde.**



**Carlos Silva, 25,
Brasilien,
Ökonomie**

**Nazorio Konate,
Elfenbeinküste:**

Die Absolventen sowjetischer Universitäten sind in meinem Lande sehr gefragt. Wir haben fast nur Einzelbauern, die vielfältige Kulturen züchten: Reis, Sorgho, Mais, Erdnüsse, Kokospalmen, Ölpalmen, Kaffee, Kakao, Bananen, Ananas, Zitrusfrüchte, Baumwolle. Im großen und ganzen ernährt die Landwirtschaft die Bevölkerung. Bei schlechter Ernte — Reis ist eine launenhafte Kultur — wird es etwas knapp, aber hungern muß niemand. Die Produktion wäre noch zu steigern, wenn wir die Landwirtschaft weiter mechanisierten. Viele Bauern haben schon ihr Ochsengespann gegen moderne Technik eingetauscht. Fehlt das nötige Geld, hilft der Staat mit Krediten. Unsere Regierung will die Anbauflächen erweitern. Ich glaube an eine gute Zukunft für mein Volk und für mich. Ich möchte einmal wissenschaftlich arbeiten und denke, die sehr gute Ausbildung an der Lumumba-Universität garantiert mir eine Perspektive.

**Marco Ninamango,
Peru:**

Ein Land wie meines — reich an Erdöl, Kohle, Gold, Uran und seltenen Mineralien — braucht fähige Geologen. Noch sind all unsere Bodenschätze in den Händen eigener, englischer und amerikanischer Kapitalisten. Was geologisch erforscht wird, bestimmen sie. Vor Jahren wurde gesagt: Im Norden gibt es kein Erdöl. Unsere Regierung schickte eigene Experten — sie entdeckten reiche Vorkommen. Die Amerikaner berechneten die Kupfervorkommen im Süden des Landes auf höchstens fünf bis zehn Jahre. Unsere Geologen entdeckten Lagerstätten, die Jahrzehnte reichen. Peruanische Geologen sind zum größten Teil in England und den USA ausgebildet. Mit ihnen gibt es harte politische Kämpfe. Wir müssen sie zwingen, im Interesse des Volkes zu forschen. — Für mich ist die Organisierung geologischer Untersuchungen in der UdSSR sehr interessant. Innerhalb der Expeditionen hat jeder Teilnehmer sein eng begrenztes Spezialgebiet. In Peru macht jeder alles. Darunter leidet die Forschung. Wir müssen zu wissenschaftlich effektiven Methoden finden, wie sie in der Sowjetunion angewendet werden.

**Carlos Silva,
Brasilien:**

97 Prozent unserer Landbevölkerung besitzen 20 Prozent des Bodens. 80 Prozent sind in den Händen von Latifundienbesitzern. Der Nordosten des Landes gilt als die ärmste Gegend der Welt. Das Einkommen liegt pro Kopf der Bevölkerung bei 150 Dollar im **Jahr!** Ökonomen errechneten das Existenzminimum für eine dreiköpfige Familie mit 200 Dollar im **Monat!** Rund 115 Millionen Menschen leben bei uns, davon viele Millionen wie Besprisornis. Wissen Sie, was Besprisornis sind? Eltern- und obdachlose Kinder, kleine zerlumpte Strolche, die sich durch Bettelei, Diebstahl und Hehlerei am Leben erhalten — „Erfolgsbilanz" des reaktionären diktatorischen Regimes! Ein Paradies könnte mein Land sein — in dem alles im Überfluß gedeiht. Doch die meisten Arbeiterfamilien essen nur einmal am Tag. Auf den Landstraßen ziehen Menschenkolonnen — landlose Bauern —, die in der Stadt vergeblich Arbeit suchen. Die rentabelsten Industriezweige liegen in den Händen ausländischer Monopole. — Ich wurde zu vier Jahren Haft verurteilt, meinen richtigen Namen darf ich nicht nennen, mein Gesicht nicht offen zeigen. Dennoch werde ich weiter zu denen gehören, die sich zu einer antifaschistischen Einheitsfront zusammengeschlossen haben. Es gibt für mich keinen Zweifel: Auch Brasilien wird eines Tages sozialistisch sein. Dann werden auch wir Ökonomen vor komplizierten Aufgaben stehen. Das Wissen, das ich hier gesammelt habe, wird meinem Volke zugute kommen.

Vom heit'ren Anfang

Dipa Das: „Auf der Straße rempelte ich eine Frau unabsichtlich so an, daß sie stürzte. ‚Oh, danke!' entschuldigte ich mich und gab damit meinen gesamten Sprachschatz preis."

★

Chandima Siriwardewa: „Ich trage auch hier viel meine Nationaltracht, den Sari. Oft hielt man mich schon für eine Sowjetbürgerin aus Mittelasien. Und ab und zu tadelte man mich auch: ‚Willst du uns verspotten? Schäm dich, deine Muttersprache so zu verhunzen!'"

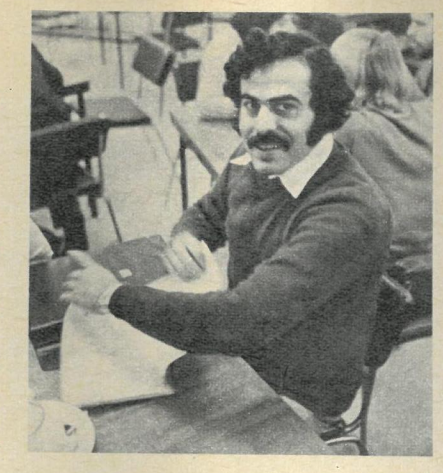
★

Marco Rivadeneira: „Ich trat an einen Obststand, um zu erfahren, wie Apfel auf russisch heißt. ‚Nikolai Fjodorowitsch', antwortete der Verkäufer. Ich fragte einen anderen nach dem Namen für Birne. ‚Pjotr Wassiljewitsch.' Merkwürdig, daß das Obst in der Sowjetunion Vor- und Vatersnamen trägt... Erst später kam ich darauf, daß ich nicht gefragt hatte: Wie nennt man das, sondern: Wie heißen Sie?"

★

Joseph Ogunniyi: „Auf abenteuerlichen Wegen reisten wir in die Sowjetunion. Doch nach der Landung erwartete uns eine böse Überraschung. ‚MOCKBA' lasen wir entsetzt am Flughafengebäude. Wo um alles in der Welt lag Mockba? Niemand wußte es. Es stand für uns fest: Man hatte uns entführt. Da tauchte auch schon jemand auf, der aus einer Liste unsere Namen verlas. Wir versteckten uns. Irgendwie mußten wir erfahren, wo wir uns befanden. Durch Zufall hörten wir zwei Leute englisch miteinander reden. Vorsichtig fragten wir sie, was Mockba auf englisch heißt. ‚Na, Moscow, was sonst?' So war's, bevor wir kyrillische Buchstaben lesen lernten."

★



**Burhan Jarrar, 31,
Palästina,
Maschinenbau**

**Burhan Jarrar,
Palästina:**

Hier in Moskau sammelt man mehr Erkenntnisse, als man in seinem Beruf braucht. Daß beispielsweise Menschen aller Weltanschauungen, Religionen, Hautfarben friedlich und kameradschaftlich miteinander leben können. Was alles unterscheidet eine sozialistische von einer kapitalistischen Universität! Daß sich jeder Professor für jeden seiner Studenten verantwortlich fühlt. Daß mit Strenge darauf geachtet wird, daß der Student intensiv lernt. Diese Sorgen macht man sich an westlichen Universitäten absolut nicht. Der Student zahlt — wie und wie lange er studiert, interessiert nicht. Frei von materiellen Sorgen zu studieren — wo anders als im Sozialismus gibt es das für einen Arbeiterjungen? Sehr viel gab mir der Arbeitseinsatz während der Ferien an der BAM. Da sah ich mit eigenen Augen, wie buchstäblich aus dem Nichts Großes geschaffen wurde. Ich möchte mal im Werkzeugmaschinenbau arbeiten. Betriebe wie „Roter Proletarier" in Moskau oder das Werkzeugmaschinenwerk in Ordshonikidse würde ich gern in meiner Heimat mit aufbauen. Doch dazu braucht es erst einmal Frieden und eine sichere ökonomische Basis. Beides werden wir erreichen — nicht zuletzt durch die tatkräftige Solidarität der sowjetischen Menschen.

Im nächsten Heft:

Gesellschaft:
Was verbindet die thüringische Stadt Pößneck mit der Sowjetunion? Antwort unserer Reporter: vor allem das Schulbuch. 140 Millionen Mädchen und Jungen der UdSSR gingen bisher mit einem Lehrbuch aus Pößneck zur Schule. (Foto: Rathaustreppe in Pößneck)

Fotochronik:
Der überrumpelte Gorki. Erste Folge der Erlebnisse des Moskauer Reporters Jakow Chalip.

Sport:
Tango und immer wieder Tango hörten unsere Reporter, als sie in Moskau Irina Moissejewa und Andrej Minenkow, die Weltmeister im Eistanz, besuchten.

Umschau:
Heilung im Käfig finden Patienten mit schweren Verbrennungen im lettischen Forschungsinstitut für Traumatologie und Orthopädie.

Menschen im Konflikt:
Gibt es für eheliche Untreue ein Verzeihen? Wiegt der Seitensprung einer Frau schwerer als der eines Mannes?
Eine neue Folge der FW-Leserdiskussion.

Filmkunst:
Sergej Eisensteins Zimmer oder die Lust auf Film: Ein neuer Streifen der Filmschaffenden Gehler und Kasten über den weltberühmten Regisseur.

Ratgeber:
Tourismus-Journal '78. Vorschau auf die Sommerreisen in sozialistische Länder, mit vielen Tips, Pkw-, Hobby- und Spezialreisen.

Für aktuell notwendige Änderungen bittet die Redaktion um Ihr Verständnis.

Foto: Herbert Fiebig

FREIE WELT

Foto: Wolfried Pätzold

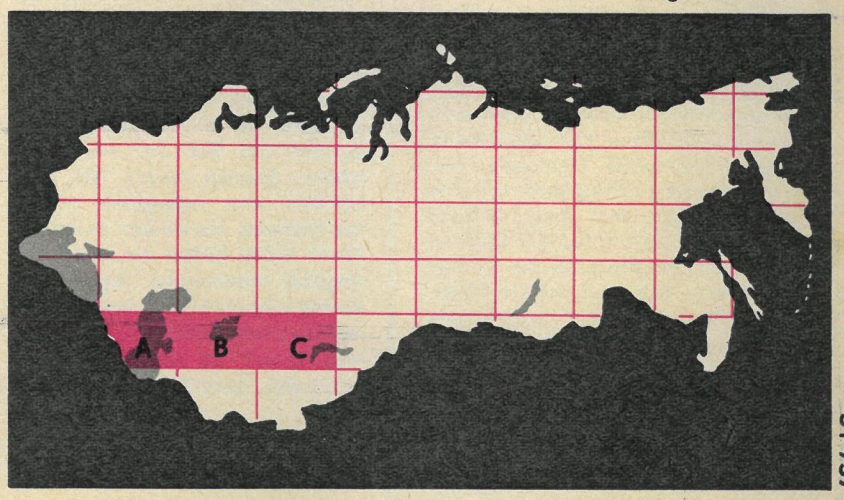
Ich liebe den Himmel so wolkenschwer und den zwischen den Bergen erglänzenden See.
Ich liebe der Hütte verrußtes Gebälk und versunkener Städte tausendjährigen Stein.

Jegische Tscharenz

Landschaften der Sowjetunion, vorgestellt in einer FREIE WELT-Serie. Bitte kreuzen Sie eines der drei Felder auf unserer Skizze an, wo die gefragte Gegend Ihrer Meinung nach liegt. Versehen mit dem Lösungsbegriff, ist die ausgeschnittene Skizze auf einer Postkarte zu schicken an FREIE WELT, 1056 Berlin, PF 91. Sieben Gewinne – einmal 100,– Mark, zweimal 50,– Mark und viermal 25,– Mark – werden unter den Einsendern der richtigen Antwort verlost. Einsendeschluß ist diesmal der 24. Januar 1978, die Namen der Gewinner erscheinen in Heft 3.

So war es richtig in Heft 46 (Quiz Nr. 6):

Jalta auf der Halbinsel Krim (Feld A)
Im Quiz Nr. 6 gewannen: 100,– Mark – G. Frölich, 90 Karl-Marx-Stadt; 50,– Mark – S. Schuckelt, 133 Schwedt, H. Franke, 13 Eberswalde; 25,– Mark – W. Hesse, 128 Bernau, O. Michlitz, 75 Cottbus, E. Huhn, 1035 Berlin, A. Kaiser, 108 Berlin.

Landschafts-Quiz Nr. 8

Unser Foto zeigt einen der schönsten Hochgebirgsseen der Welt, gelegen in der kleinsten Unionsrepublik der UdSSR. Um seinen Wasserschwund zu beheben, wurde ein kostspieliges Tunnel- und Kanalsystem gebaut. Wir fragen nun: Wie heißen der See und die Unionsrepublik, was ist seine Höhe über dem Meeresspiegel?